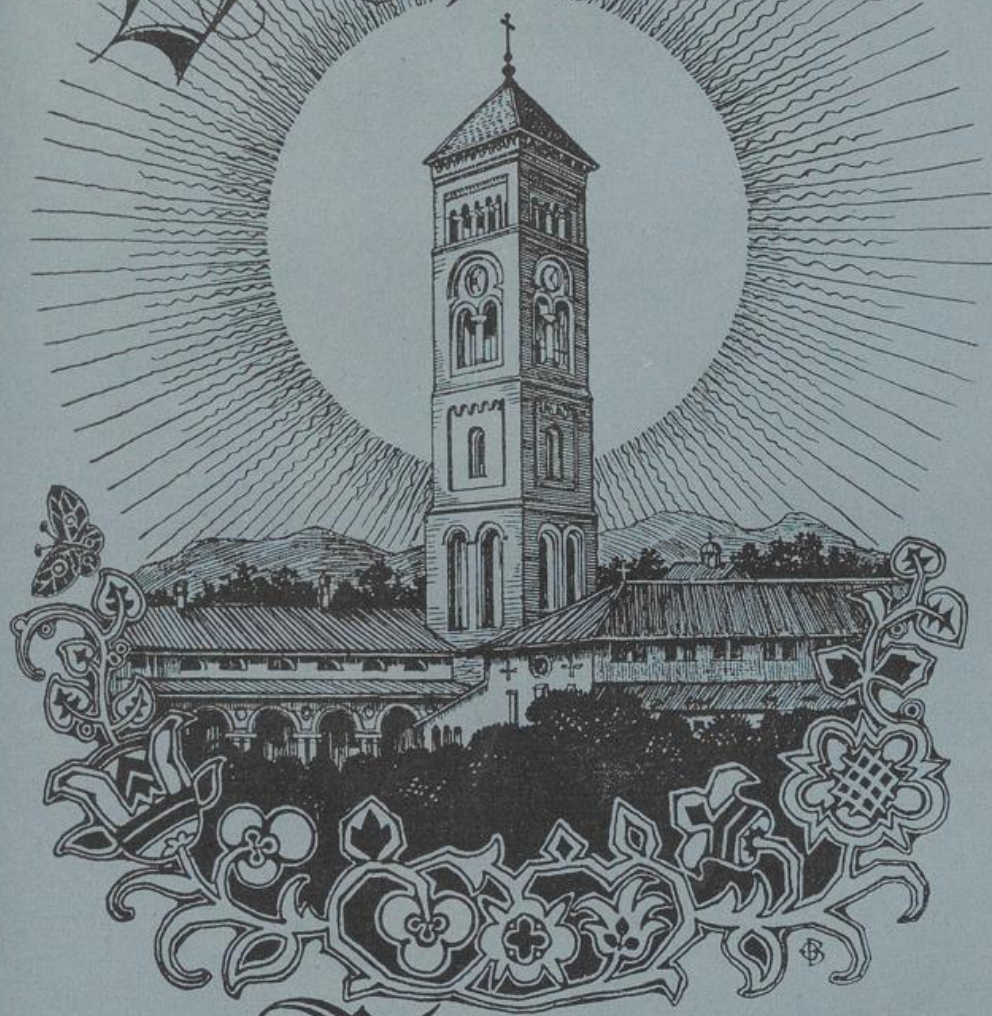


Vergißeinnicht 1927

9 (1927)

Hergißmeinnicht



Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
Südafrika

Nr. 9

September 1927

45. Jahrgang

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern
Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden
täglich in der Klosterkirche zu Mariannhill zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Für Deutschland	Mk. 2	
Österreich	} Mk. 2 bzw. denselben Wert in Sch. od. Fr.	
Saargebiet		
Luxemburg		
Schweiz		
Elsaß	} bei Einzelsendung Mk. 2.50	
Italien		bei wenigstens 5 Abonnenten Mk. 2.30
Tschechoslowakei		" 20 " Mk. 2.15
Ungarn		" 40 Abonnenten Mk. 2.—
Rumänien		bzw. denselben Wert in Fr., Lire, Rc., Pl. etc.
Polen		

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten
für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postcheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postcheckkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52 p
Postcheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (St. Uri)
Postcheckkonto Luzern VII 187

Nachrichten aus unsern Häusern

Studienplan des Mariannhiller Ein- geborenen-Seminars

Knaben, die eintreten wollen, müssen die
4. Klasse absolviert haben und sollen 12
bis 16 Jahre alt sein. Der Stoff verteilt
sich auf 6 Jahre.

1. Religion: Katechismus, Bibel, Kirch.-
Geschichte, Apologetik, Ethik.
2. Sprachen: Latein, Englisch, Mutter-
sprache.
3. Realfächer: Mathematik, Geschichte,

Geographie, Elementarphysik, Chemie,
Biologie, Naturkunde, Landwirtschaft,
Wirtschaftslehre, Physiologie, Socio-
logie, Psychologie; Gartenbau, ver-
schiedene Handwerke, wie Lederverar-
beitung, Schmied und Spengler,
Schreiner; Hausbau; Singen; Turnen.
Gründung: Februar 1925 mit 15 Stu-
denten.

Das neue Priesterseminar der Mariann- hiller Mission in Würzburg

Die letzte Stadtratsitzung in Würzburg
genehmigte antragsgemäß das Bau-
projekt der Mariannhiller Mission im

Osten der Stadt. Bei der einstimmigen Genehmigung wurden die besonderen Vorteile betont, die Würzburg in mancherlei Hinsicht aus dieser Neugründung entstehen werden.

Die in Frage stehende Ansiedlung ist die vierte europäische der Mariannhiller Mission, die im Jahre 1882 in Natal von Trappisten gegründet, sich in kaum mehr als 25 Jahren von einem kleinen Priorat zu einer Abtei, zu dem größten Trappistenkloster der Welt mit über 300 Insassen und einer weitverzweigten Mission, zu einer eigenen selbständig konstituierten und vom Apostolischen Stuhl approbierten Missionskongregation entwickelt hat. Das erste europäische Missions- und Probnhaus St. Paul entstand 1911 unweit des bekannten nieder-rhein. Wallfahrtsortes Revelaer, im gleichen Jahre wurde das Missionsseminar „Alloftianum“ in Lohr a. M. und 1920 das Missionshaus St. Joseph in Reimlingen im Schwabenland, nahe bei der Stadt Nördlingen gegründet.

Nunmehr fügt die Mariannhiller Mission im 45. Jahre ihres Bestehens ihrem stolzen, festen Schutz- und Trukbau einen weiteren Baustein in Form des Würzburger Studienseminars ein. Der ungefähr 12 000 Quadratmeter große, an die im Osten der Stadt gelegene Stadtgärtnerei anschließende Bauplatz war bislang vorwiegend städtisches Eigentum. Das Gelände bot dem Architekten, dem als Kirchenbauer weithin bekannten Landesbaurat Boflet-München Gelegenheit, sein ganzes Können zu entfalten. Die Anpassung an das Gelände, die Einfühlung in die Umgebung, die äußere Formgebung und innere Ausgestaltung sind in geradezu vorbildlicher Weise gelöst und durchgeführt. Die Betonung der Zweckbestimmung der Anstalt ist bis in die Einzelheiten wahrzunehmen, die bei aller Solidität gewährte Schlichtheit ist ein weiteres Verdienst des Baukünstlers. Den vielseitigen Anforderungen und Bedingungen wurden Architektur und Bauherrschaft in einer Dreigliederung der Anlage gerecht, indem Studienseminar, Kirche und Wirtschaftsgebäude in folgerechtem Zusammenhang je einen selbständigen Bauteil bilden.

Der Seminartrakt beansprucht allein etwa ein Zehntel der gesamten Grundstücksfläche. Der Eingang führt — von Pforte und Sprechzimmer flankiert — durch einen Vorraum in eine geräumige Halle, die durch einen rund 40 Meter hohen achteckigen Turm mit der Kirche verbunden ist und auch den Klausurtrakt des Seminars aufnimmt. Im

Untergeschoß befinden sich die Wohnungen der Brüder, Werkstätten, Badeanlage, Turnhalle und Regelsbahnen, im Erd- und in den beiden Obergeschossen die Zimmer der Studierenden. Außerdem sind im Seminarbau die Räume für den General-Superior, die Bibliothek und Archivsäle, sowie für das Missions-Museum vorgesehen. Die Kirche enthält einer besonderen Zweckbestimmung zufolge 12 Kapellen mit 12 Altären, ferner unter dem hochgelegenen Chor eine unmittelbar zugängliche Krypta, die dem Andenken an die gefallenen und verstorbenen Missionare gewidmet ist. Im Chor ist auch noch anschließend an die Wohnungen der Schwestern das Oratorium derselben untergebracht. Die bebaute Fläche beläuft sich auf etwa 1000 Quadratmeter. Das Wirtschaftsgebäude mit Einfahrt zum Hof enthält bei ungefähr 450 Quadratmeter Grundfläche Bäckerei und Wäscherei, Küche, Bügel- und Mangelraum und die Schwesterwohnungen. Mit der Küche verbunden liegt unter der Kirche die Anrichte, Refektorium und Vortragssaal. Eine versenkbare Wand ermöglicht bei Sonderanlässen die Verbindung beider Räume zu einem einzigen großen Saale mit allen erforderlichen Nebenräumen.

Die Bauten sollen noch sämtlich im kommenden Winter unter Dach gebracht werden, mit der Inbetriebnahme des eigentlichen Studienseminars kann man voraussichtlich in Jahresfrist rechnen. Die Ausschachtungsarbeiten sind bereits im Gange und nehmen bei gleichbleibend gutem Bauwetter einen flotten Fortgang.

Aus Welt und Kirche

Der Zusammenbruch des Protestantismus in Amerika. In der Zeitschrift „American Monthly“ veröffentlicht George I. Nathan einen Artikel über den Zusammenbruch des Protestantismus. Zwar werden nur amerikanische Verhältnisse berücksichtigt. In Deutschland liegen die Dinge selbstverständlich anders. Lernen kann man aber auch bei uns aus diesen rein sachlichen Ausführungen, und sollte es auch nur die eine Wahrheit sein, daß es auf religiösem und kirchlichem Gebiete nun einmal ohne eine lekte, höchste Autorität nicht geht.

„Der Protestantismus als organische kirchliche Macht liegt im Sterben und offenbart Zeichen einer raschen Zersetzung“, schreibt George I. Nathan, „und zwar stirbt er an gebrochener Autorität.“

Der größte Fehler, den der Protestantismus beging, war der, daß er sich ausschließlich auf das alte Testament stützte, ein Fehler, der sich zuerst und vornehmlich in dem Sonntagschulsystem zeigte. Bis Mitte der 80er Jahre eine steigende Kurve zeigend, fällt er von dieser Zeit rasch und unaufhaltsam ab; denn der Protestantismus hat keine grundsätzliche Religion mehr zu lehren, hat nichts mehr zu bieten, was den tiefsten Bedürfnissen des menschlichen Herzens entspricht. Nachdem der alte Katechismus und die Glaubenslehre außer Gebrauch gesetzt worden sind, und nur die Bibel als Lehrbuch gilt, bestehen die Lehrer darauf, kleine Kinder die Listen der Könige von Israel und Moses Verwandte auswendig lernen zu lassen, und die Sonntagschule, jetzt „Kirchenschule“ genannt, ist den protestantischen Geistlichen ein Gegenstand der Verzweiflung oder des Schmerzes geworden. Sie ist bei ihnen ebensowenig beliebt wie bei den Kindern und Eltern. Ein katholisches Kind wird auf eine wesentliche Frage über die Religion immer eine Antwort zu geben wissen, wenn diese auch den Frager nicht immer befriedigen wird; ein protestantisches Kind aber wird stumm bleiben. Alle Anstrengungen, religiöse Begeisterung aufrecht zu erhalten, große Geldsummen und Missionsunternehmungen sind da vergeblich. Die Hoffnung auf eine kirchliche Einigung innerhalb der Sekten ist sehr gering. Modernisten und Fundamentalisten haben diese so auseinandergerissen, daß man ruhig behaupten kann, es gäbe heute nicht zwei Kirchen mehr, die die gleiche Religion lehren. Die letzten Berichte stellen fest, daß im Augenblick 27 000 000 amerikanische Kinder, dem Namen nach Protestanten, nicht in Sonntagschulen, 58 000 000 Amerikaner, dem Namen nach Protestanten, nicht in Kirchen eingemeindet seien. Von den Eingemeindeten aber besuchen ein Drittel den Gottesdienst. Schlimmer als diese Zahlen ist das Schwinden der alten Würde und des Ernstes des Gottesdienstes. Um nur die Kirchen zu füllen, sind die Geistlichen genötigt, alle erdenklichen, der Neuzeit entsprechenden Mittel anzuwenden. An Stelle der ehemaligen ernstesten Predigt, in der die Hauptstärke des Protestantismus lag, ist ein Überhandnehmen volkstümlicher Vorträge, Radio- und Filmvorführungen, sensationeller Bekanntmachungen und Reden, großer Plakate und Reklamezettel an den Kirchentüren, Auftreten von Sängern, Negern usw. zu bemerken. Die Kirche gleicht einem Klub, an dessen Mitgliedschaft

keine Bindungen, Zahlungen, Verpflichtungen, Verantwortungen usw. geknüpft sind, ist eine freiwillige Vereinigung von Personen, die den Wortlaut ihres Glaubensbekenntnisses selbst beschließen. Erschwerend für diese Verhältnisse wirkt das Finanzielle, die Abhängigkeit der Geistlichen vom guten Willen des Volkes. Auch die katholische Kirche hat eine Revolution durchgemacht und überwunden. Das Verhängnis des Protestantismus besteht darin, daß er als organische Macht in den Händen weltlicher Behörden liegt, die das sinkende Schiff nicht halten können und mögen, weil sie kein Interesse daran haben.

Die großen Opfer, welche die Amerikaner für kirchliche Zwecke bringen, werden durch eine Statistik des Pressebüros der Katholiken der Vereinigten Staaten festgestellt. Diese gründet sich auf die amtlichen Feststellungen des amerikanischen statistischen Amtes und besagt, daß das Vermögen der Kirchen, der Pfarreien und ähnlicher kirchlicher Einrichtungen sich auf 2 820 220 000 Dollars beläuft. Davon entfallen auf die protestantischen Religionsgemeinschaften 1 780 000 000 Dollars, auf die kath. Kirche 648 901 000 Dollars. In dieser Riesensumme (nahezu 3 Milliarden Dollars!) ist das Kapital nicht einberechnet, das für die Errichtung und Einrichtung der Wohltätigkeitsanstalten von den religiösen Gemeinschaften verwendet wurde. Dieses Kapital beläuft sich auf 1 800 000 000 Dollars. Wenn man auch die konfessionellen Unterrichts- und Erziehungsanstalten hinzurechnet, so kommt die tatsächliche Summe von 7 600 000 000 Dollars heraus. Also nahezu 8 Milliarden Dollars. Diese Summe stellt das Siebenfache der Staatsschulden der Vereinigten Staaten und das Doppelte der Jahresausgaben der nordamerikanischen Bundesregierung dar und ist ausschließlich aus den freiwilligen Beiträgen der Kirchenmitglieder aufgebracht worden.

Sowjetrußlands Kampf gegen die Religion. Die russische Regierung hat die schönsten Kathedrale von Leningrad, die Staats-Kathedrale, geschlossen und die Abhaltung des Gottesdienstes verboten. Die Kirche soll in ein Museum umgewandelt werden, weil „die größte aller Kathedralen Leningrads für die kulturellen Zwecke der Sowjetrepublik vorbehalten werden müsse.“ Die orthodoxe Kathedrale von Moskau wurde von den Anhängern der „Lebenden Kirche“ in Beschlag genommen. Während eines von den Funktionären die „Kirche“ veranstalteten Gottesdienstes kam es zu einem

Vergißmichnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nr. 9 September 1927 45. Jahrgang

Gott

Mein Leben wird von Dir umgrenzt
Wie die Felder vom Horizont.
Mein Tagwerk ist von Deiner Kraft
Beschattet und umsonnt.

Es kreisen meine Gedanken um Dich
Ohn' Ruhe und Unterlaß.
Es klammert sich mein Glaube an Dich
Wie die Düne an spärliches Gras.

Entschwindest Du mir, so gehe ich hin
Wie ein Sommertag ohne Glanz
Und bin wie ein welker Syringenstrauch
In der Gärten blühendem Kranz.

Else Budnowski



Einiges über Ursprung und Geschichte des Zuluvolfes

VIII. Tschakas „Privatleben.“

Der Weiße erscheint in Natal.

Ein verwüstetes Land.

Der veredelnde Einfluß der Liebe war Tschaka unbekannt. In ihm brannte nur das düstere Feuer sinnlichster Leidenschaft und aus ihr erwuchs verzehrende Eifersucht, Rache und Mordlust. Seine Kraale waren überfüllt von der Menge der Jungfrauen, die jeder unterworfenen Stamm als Tribut ihm zuweisen mußte. Und doch durfte es kein Mann im ganzen Lande wagen zu heiraten bevor er nicht die Blüte seines Alters überschritten hatte und als Krieger nicht mehr dienen konnte. Doch die Unzufriedenheit, die darüber in den Herzen seiner Krieger rege blieb war eine beständige Folter für ihn und quälte Tschaka durch Beängstigungen und Mißtrauen. Er hatte „Träume“, wie er einmal sagte, nach denen er schließen mußte, daß die Jünglinge und Mädchen, von denen es hunderte im Bulawayo-Kraal gab, sich während seiner Abwesenheit ungeziemend benähmen. Solch eine Tat wäre ohne Zweifel ein Verbrechen in seinen Augen gewesen, allein man hatte keinerlei Beweis als eben Tschakas Träume. Er dachte sich nun einen Plan aus wie er die beiden Geschlechter auf frischer Tat ertappen könnte. Zu diesem Zwecke ließ er an einem gewissen Ort einen neuen Kraal bauen. Dazu wurden zahlreiche junge Leute herangezogen; die Jünglinge zum Herrichten der Latten und Stangen und zum Bauen selbst und die Mädchen zum Grasschneiden und Mattenflechten. Gehorsam gingen die erforderlichen jungen Leute an die Ausführung des Befehls. Nach einiger Zeit als die Arbeit im vollen Gange war, besuchte auch der König den Bauplatz. Er war von einer großen Menge Krieger begleitet, denen er seine Träume erzählte und herzerreißend über die Schlechtigkeit der jungen Leute im Bulawayo-Kraal klagte. Gerührt von dem Schmerze des Königs rief die entrüstete Begleitung einstimmig aus: „Laß sie doch töten!“ „Aber wie wollt ihr dies bewerkstelligen“, sagte der Listige hilflos, „so daß kein einziger entfliehen kann?“ aber dann ordnete er selber an was zu tun sei. Während er von vorne sich näherte, sollten andere Abteilungen von beiden Seiten herbeikommen und so den ganzen Kraal einkreisen. Und so geschah es. Die ganze Gesellschaft der jugendlichen Bauleute wurde inmitten der Begeisterung und Fröhlichkeit gefangen und wie Schafe in die Hürde zusammengepfercht, wo sie zitternd den Todesstreich erwarteten. Sie brauchten nicht lange zu warten. Der personifizierte Tod erschien am Eingangstor und nachdem er eine Anzahl der Schlimmsten heraus-

gesucht hatte, ließ er ihnen von ihren eigenen Brüdern den Hals umdrehen. Nach diesem teuflischen Vorspiel folgte eine allgemeine Schlächterei sämtlicher Jünglinge und Mädchen ohne Unterschied. Ein glückliches Fleckchen Erde, das vor einem Augenblick noch von jugendlicher Lebendigkeit strahlte wurde jetzt eine Hölle voll Wehgeschrei und Todesnot. Mit dem goldenen Sonnenschein als Bartuch bedeckt, wurden 170 junge erschlagene Menschenkinder, verdorrten Blumen gleich, auf den grünen Rasen hinausgeworfen.

Es war ein Unglück für die weiblichen Untertanen der blutgierigen Bestie, deren Interesse wachzurufen. Und wie viele, ungezählte Opfer kosteten den Tod nach den Flitterwochen in Tschakas Kraal. Wehe der Frau, die Tschaka mit einem Sprossen zu beglücken wähnte, es war ihr Tod. Dies galt als furchtbare Beleidigung und Mutter und Kind starben unbarmherzig den bittersten Tod. Ja, dieses afrikanische Ungeheuer legte sogar Hand an die eigene Mutter. Wir dürfen uns nach dem Gesagten nicht wundern, wenn Tschaka in unerhörter Weise gegen seine sogenannten Feinde wütete. Im Krieg gegen Zwide pflegte er alte Weiber, deren er habhaft wurde, in Strohmatte wickeln zu lassen, sie anzuzünden und diese brennend und schreiend dem feindlichen Lager zutreiben. Doch auch den Männern der eigenen Nation starrte der Tod in jeder Gestalt entgegen. Es war eine alltägliche Erscheinung, daß ein Mitglied des Stammes, mit dem man vorher noch in der Versammlung geplaudert hatte, plötzlich auf den Wink des Königs überfallen wurde, am Scheitel und Kinn erfaßt und ihm im Augenblick auf dem Platze der Hals herumgedreht wurde, darauf hinweggeschleppt und solange mit Stöcken geschlagen wurde bis das arme Opfer den Geist vollends aufgab. Wenn aber viele verurteilt wurden wie z. B. die Mashongwe, die nichts Schlimmeres zu erleiden hatten, als daß ihnen die Augen herausgerissen wurden und es ihnen überlassen wurde, im Finstern zu tasten bis an ihr Grab, dann wurde dies als ein Ausdruck königlicher Milde angesehen.

Inmitten dieser Zustände erschienen die ersten Weißen als Besucher im Zululand. Es war am 1. Mai 1824, als Leutnant Farewell, der auf der Suche nach neuem Handelsmarkt bis nach Delagoa-Bay an der Küste entlang segelte, den Oberstleutnant Somerset, Gouverneur des Kap benachrichtigte, daß er „einen Hafenplatz gefunden habe, in dem ein kleines Fahrzeug vollkommen sicher liegen könne.“ Bald nachher segelte Leutnant Farewell mit zwei Fahrzeugen und etwa 40 Mann, einschließlich Fynn, Isaacs, King und anderen von Kapstadt nach dem neuentdeckten Hafenplatz Natal. Die Abteilung der „Julia“, die von Fynn befehligt wurde, kam zuerst an, die übrigen unter Farewell folgten ihnen nach 6 Wochen mit der „Ann.“ Dies waren die Pioniere des Gebietes, das zehn Jahre später der Stadtbezirk von D'Urban (Durban) wurde und das nach dem damaligen Gouverneur der Kap-

kolonie so genannt wurde.

Obgleich Farewell ganz korrekt berichtet, daß er Port Natal aufgefunden habe, so war er doch weit davon entfernt, der Entdecker desselben gewesen zu sein.

Am 25. Dezember 1497 fuhr nämlich der portugiesische Seefahrer Vasco da Gama an der Bucht vorüber und nannte die Umgebung derselben Natal. Im Jahre 1683 wanderten die Schiffbrüchigen des englischen Schiffes „Johanna“ durch das Land auf ihrem Wege zum Kap. Am 17. Mai 1685 strandete das englische Schiff „Good Hope“ in der Natalbucht und bald darauf folgte das holländische Schiff „Stavenisse“ und strandete weiter oben an der Küste. Durch die Überlebenden dieser und anderer Schiffbrüchiger sind uns viele interessante Nachrichten bezüglich des Landes und seiner ersten Bewohner zugekommen. Diese fortwährenden Schiffbrüche verschafften auch dem Zuluvolke seine erste Bekanntschaft mit den Weißen. Da sie sich nicht vorstellen konnten, daß es auch jenseits des Meeres noch ein Land geben könnte, so nahmen sie an, die Heimat der Weißen sei das Meer, auf welchem sie in schwimmenden Baumfäbren wohnten und sie seien sehr begierig nach Elefantenzähnen, die sie mit kleinen farbigen Steinchen, welche sie aus dem Meere auffischten, zu kaufen pflegten.

Natal wurde durch die Erzählungen dieser Seeleute so bekannt, daß im Dezember 1689 die holländische Regierung der Kapkolonie durch Offiziere der Galeere „De Noord“ die Bucht von Natal und das angrenzende Land feierlich von dem dortigen „ingose“ kaufen ließ. Der Name des ingose soll nach Fynn, Nhangesa gewesen sein. Der Kaufpreis bestand in „kupfernen Arm- und Halsringen und anderen Artikeln.“ Doch schien die Feierlichkeit des Kaufes in den Augen der Eingeborenen in dem Maße zu schwinden, wie die kupfernen Arm- und Halsringe ihre Brauchbarkeit verloren. Der Kapitän des „De Noord“, Johannes Gerbranger, kehrte im Jahre 1705 nach Natal zurück und fand einen andern regierenden König vor „der Josef nicht kannte.“ Er wagte es, an den Kaufvertrag zu erinnern, doch der junge Regent schloß die Debatte mit der kurzen Bemerkung: „Mein Vater ist tot und begraben — und die Kupferringe mit ihm.“ So endete die holländische Besitzergreifung der Natalbucht.

Mehr als 100 Jahre vergingen ehe Farewell und seine Begleitung dort ankamen um dort zu bleiben. In jener Zeit war Nhangesa und sein Stamm fortgezogen; wahrscheinlich nach dem südlichen Kaffernlande und eine andere Bantu-Varietät von den Tsekeza- oder Lala-Stämmen war jetzt im Besitze des Landes. Das Lalaland zog sich vom Tufela zum Mzimfulu und vom Meere bis zu den Drakensbergen. Innerhalb dieser Grenzen lebten mehr als 100 Sippen, jede unabhängig von der andern unter erblichen Häuptlingslinien.



Zulufrieger im Festschmuck (Mariannhiller Mission)

Ein verwüstetes Land. Im achten Jahre der Regierung Tschakas kam Farewell und Fynn nach Natal; aber wie hatte sich das Land verändert! Wo waren die hundert Sippen mit den ahnenreichen Häuptlingsgeschlechtern! Wo die Arkaden friedlicher Bienenkorb-Kraale, die an sonnigen Hügelhängen erglänzten inmitten rötlich schimmernden Hirsefeldern, in deren Nähe auf guten Weiden zahllose Viehherden sich lagerten? Fynn konnte durch die ganze Breite des Landes reisen, vom Tongati bis zum Mzimfulu und kaum ein Zeichen menschlichen Lebens entdecken außer dreißig Eingeborenen, die in der Nähe des Bluffs (bei Durban) hausten unter ihrem Häuptling Matubane aus dem ama Tulini-Stamm. Es gab weder Kraale noch Hütten, noch Raffern noch Korn. „Gelegentlich sah ich einige wenige Herumstreicher, wandelnde Skelette, die ihr erbärmliches Dasein mit Wurzeln und Schaltieren fristeten.“ Drei aufeinanderfolgende Wogen der Vernichtung wälzten sich gleich den geschmolzenen Fluten ausgespiehener Lava vom Zululand her über Natal und vernichteten jede Spur menschlichen Lebens. Dreimal wurde das Land von einer blutigen, todbringenden Flut überschwemmt, die alles vor sich herwälzte, den Unrat über die Oberfläche zerstreute und sonst nichts als trostlose Verödung zurückließ. Und um die Zerstörung zu vollenden, streiften regelmäßig organisierte Zulumörder durch das verwüstete Land, um auf irgendwelche umherirrende Menschen Jagd zu machen und dieselben gleich Wildschweinen niederzustechen. Dadurch wurden die gegen diese Flut ankämpfenden hundert Lala-Stämme nach dem Süden geschwemmt und gingen dort unter den Raffernstämmen verloren, die zwischen dem Mzimfulu und dem großen Fischfluß wohnten, die damals die südliche Grenze des Kosalandes bildeten. Dort wanderten sie umher, ohne Führer, ohne Halt, ohne Heim, jeder auf eigene Faust und suchten Aufnahme als Knechte in den Kosa-Familien, von denen sie verächtlich ama Mfengu oder Landstreicher, und von den weißen Kolonisten Fingos genannt wurden. Einige wenige retteten sich in der endlosen Wildnis und trieben herum wie arme Schiffbrüchige auf weitem Meer. Diese lebten allein oder zu zweit in den Wäldern oder in unzugänglichen Gebirgsschluchten. Keiner wußte, was aus seinem Freund, seinem Häuptling, seinem Vater, seinem Kind, seiner Mutter geworden war. Keiner kannte einen Nachbar und jeder erhob die Waffe gegen den Fremden zur Verteidigung, der ihn vielleicht aufstöberte. Keine Felder wurden bestellt. Die Beeren in den Wäldern schrumpften zusammen und fielen ab, die Kräuter der Steppe welkten dahin und starben ab. Und Elend und Hunger brachten die armen Menschen um Schlaf und Ruhe. Doch der Drang zum Leben war größer und so trachteten sie nach ihrem eigenen Blute und Fleisch. So zogen also Mdaba und seine Anhänger aus der Dunge-Sippe auf Jagd nach Menschenfleisch und bald finden sie in ihrem eigenen Häuptling Boyuha einen schmachhaften Bissen. Diese Art Jagd verbreitete

sich im Lalaland und zu dem elenden Leben gesellte sich auch noch der Tod in dieser grausigen Form. Ungefähr 10 000 dieser armseligen Menschen überlebten all diese Leiden. Sie hingen zäh an ihrem Leben und ihrem Land bis die dunklen Tage der Trübsal vorüber waren und der böse Dämon im Zululand bezwungen war und Tschaka endete unter den Affegaißtözen seiner Mörder.

Schon vor dem Tode des Tyrannen kamen etwa 4000 Flüchtlinge von den angrenzenden Ländern und vom leidenden Zululand selbst zu den machtlosen aber menschenfreundlichen wenigen Weißen, die sich an der Natalbucht niedergelassen hatten, und warfen sich ihnen um Schutz flehend zu Füßen. Tschaka selbst lernte die weißen Ankömmlinge schätzen, denn bei ihren oftmaligen Besuchen hatte er gefunden, daß sie eine ganz und gar wunderbare Spielart von Menschen seien. So pflegte er auch entweder aus Politik oder Furcht deren Schützlinge zu achten indem er sagte: „Sie sind zu meinen Freunden gegangen, nicht zu meinen Feinden, sorgt für sie, als ob sie eure eignen Leute wären.“ Zehn Jahre später, 1834, als Dingana, sein Nachfolger, sich der Gefahr der wachsenden Macht in Port Natal bewußt wurde, zählte man schon volle 6000 Flüchtlinge aus dem Lala- und Zulustamm, die sich den weißen Ansiedlern unter einem Huldigungsseid verpflichtet hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Von Schwester Amata, C. P. S.

Der blinde Lehrer

Boha, ein großer Kraalbesitzer mit drei Frauen lebte einige Stunden von der Bahnstation Donnybrook entfernt. Er hatte schöne Felder, gute Weiden und nannte eine große Herde Vieh sowie mehrere Pferde sein eigen. Er hatte selbst einen Wagen und mancher Eingeborene sah wohl mit Eifersucht auf ihn, wenn er schwer beladen zur Station fuhr; denn er war ja reich und hatte alles im Überfluß. Obschon seine Umgebung meist aus Protestanten bestanden, hielt er fest am Heidentum mit seinen Gebräuchen. Als seine Kinder, deren er viele hatte, ihn baten, doch zur Schule gehen zu dürfen, trieb er ihnen den Unsinn, wie er es nannte, mit der Reitpeitsche aus. — Gqikili, sein jüngstes Weib, hatte 4 Kinder. Das jüngste, Mongqo mit Namen, wurde bedenklich krank. Wohl holte der Vater den heidnischen Doktor, doch es wurde immer elender. Eines Tages lag das Bublein wie leblos da. Es ist gestorben, hieß es. Man wickelte es in eine alte Decke, die Männer machten die Grube und schon sollte Mongqo hineingelegt werden, als er wieder zu stöhnen begann und zwar zu seinem Glück, sonst wäre er sicher lebendig begraben worden. Noch einige Tage blieb die Grube offen; dann aber wurde sie zugeworfen, denn das Kind wurde

wieder gesund. Nun sah aber die Mutter, daß das Kind blind geworden war. Es kroch überall mit seinen kleinen Händchen tastend herum. Allerlei Medizinen wurden versucht, doch vergebens, Mongqo blieb blind. Als es etwas herangewachsen war lernte er bald die Wege von einer Hütte zur andern, ging auch wohl mit der Schwester zum Fluß oder zu den Maisfeldern. Er war nie traurig, wußte er doch nichts von all dem Schönen der Natur. Inzwischen hatten die Geschwister die Erlaubnis erhalten eine in der Nähe befindliche Privatschule der Andersgläubigen besuchen zu dürfen. Ja, Boya selbst kaufte sich eines Tages Hemd und Hose und besuchte den protestantischen Gottesdienst. Er nahm seine Sache ernst und wollte, daß auch sein blindes Söhnchen die Bibel ordentlich lernen sollte; deshalb ging es Tag für Tag mit seiner Schwester zur Schule. Seine Auglein sahen ja nichts das ihn fesseln konnte, aber um so mehr fesselte ihn das Gehörte und bald war der blinde Mongqo viel gescheiter als manches sehende Kind. Er wußte nicht nur die Bibel auswendig, sondern auch das erste kaffrische Lesebuch, ja sogar die beiden ersten englischen Lesebücher und konnte dieselben in die eigene Sprache übersetzen. Boya ward ganz stolz auf sein blindes Söhnchen. Es sollte getauft werden und es selbst wählte sich den Namen Josef. Arbeiten konnte er ja nicht und somit verblieb er noch in der Schule. Es war das nur eine Privatschule und der dort angestellte Lehrer vertrat auch das Amt eines Predigers. Da der blinde Josef so tüchtig war wurde er nun Hilfslehrer. Er lehrte den Kindern Lesen in beiden Sprachen, Kaffrisch und Englisch. Übersetzen von der einen Sprache in die andere, ja sogar Rechtschreiben lehrte er, wie er mir ganz freudig mitteilte. Er ließ die Kinder einige Sätze schreiben und ließ dann die Worte buchstabieren und überführte sie der Fehler. Auch die Bibel lehrte er nicht bloß den Kindern, sondern auch den Erwachsenen. Sein Vater war bereits getauft auf den Namen Job und seine Mutter Rebecca. Job entließ zwei seiner Frauen, sorgte aber stets für deren Lebensunterhalt. In derselben Schule war auch ein erwachsenes Mädchen mit Namen Gusta. Sie erbaute sich sehr an der Freundlichkeit, dem Eifer und der Frömmigkeit ihres blinden Lehrers Josef. Ihr Vater nun hatte eine große Summe Geld an das Gericht zu zahlen, und da er aber kein Geld hatte, wollte er seine Tochter an einen alten Heiden als 4. Weib verkaufen und dann mit dem Erlös der Ochsen die Schuld zu zahlen. Dazu wollte sich aber Gusta nicht hergeben und so entfloß sie eines Tages nach unserer Missionsstation Mariatal. Ein Jüngling, angeblich ihr Bruder, begleitete sie dorthin. Sie bat um Aufnahme in die Schule, verschwieg aber, daß sie zu Hause davongelaufen sei um nicht des alten Mannes Frau werden zu müssen. Gusta war ganz erstaunt, wie war doch alles so schön, wie so anziehend und erhebend sprach der Pater Missionar über Gott, den Glauben usw., noch viel schöner als



Brüder-Kirchenchor in Mariannhill
 (Zu unserm Artikel im Vergißmeinnicht August 1927 Seite 231 können wir heute
 ein Bildchen bringen, worauf die Säger zur Ehre Gottes und der Heiden Er-
 bauung sich vorfinden.)

es der blinde Josef getan und dann erst in der Kirche. Die hl. Messe machte einen ganz eigenen Eindruck auf Gusta. Monate waren verflossen, da kam der Jüngling, der sie hergebracht hatte, angeblich um einen Besuch abzustatten. Im Stillen aber redete er Gusta zu, heimzukehren. Lange weigerte sie sich, sie fand es zu schlecht, den guten Baba betrogen zu haben und zudem sollte sie ja bald in die kathol. Kirche aufgenommen werden. Endlich gab sie nach, der nächste Morgen war zur Flucht bestimmt. Als die Glocken zum Aufstehen riefen war sie die erste, die schnell den Schlaftaal verließ um zu entfliehen. Sie eilten der Bahnstation Tropo zu. Da ertönten wiederum die Glocken, das Zeichen zur hl. Messe. Gusta erschraf sehr und wollte umkehren; denn die hl. Messe hatte stets einen gewaltigen Eindruck auf sie gemacht. Doch der Jüngling wußte sie zu betören, er warb um ihre Hand und sagte, alles sei zur Hochzeit bereit und Gusta eilte mit ihm fort. Die Eisenbahn führte sie schnell dem heimatlichen Kraale zu. In der Nähe angekommen, sagte der junge Bursche zu Gusta: „Jetzt Gusta, gehe heim zu deinen Eltern, denn ich werde dich nicht heiraten. Ich wollte nur den Streit beenden, der zwischen meinen und deinen Eltern besteht, da dein Vater weiß, daß ich dich damals zur Missionsstation Mariatal begleitet habe. Ich gehe morgen fort zu den Goldfeldern und komme nicht so bald wieder, also gehe heim.“ Der Jüngling drehte sich um und eilte fort. Da stand Gusta ratlos da, was tun? Umkehren zur Missionschule? Nein, sie hatte den guten Missionar so betrogen, war heimlich entflohen und nun war sie selbst so arg getäuscht. Um keinen Heiden heiraten zu müssen war sie entflohen, und nun hatte gerade dieser Jüngling, der mit ihr zusammen zur Schule gegangen war, sie so arg betrogen. Nun gut, dachte sich Gusta, lieber heirate ich den blinden Lehrer Josef, der fromm und gut ist, als einen Sehenden, der nicht brav ist. Sie ging heim und nach Jahresfrist war Gusta die glückliche Braut des blinden Lehrers Josef. Doch Glück und Glas, wie bald bricht das! Anfangs ging alles gut. Gusta ging zu den Engländern waschen und bügeln und pflanzte nebenbei kleine Felder an. Josef war Lehrer und Prediger, wohl umsonst tat er seine Arbeit; doch hatte er wieder welche auf die Taufe und zum Abendmahl vorbereitet, dann bat er dieselben um eine Geldspende für seinen Unterhalt. Einige Jahre erhielt er auch vom ersten Lehrer ein kleines Gehalt, doch dann hörte es auf und auch er legte sein Amt als Lehrer nieder. Auch Gusta konnte nichts mehr verdienen und doch wollten auch drei gesunde Kinder Nahrung und Kleidung haben. Wohl hatte der alte Job auch für sie gesorgt, doch seit ein paar Jahren hatte er viel verloren. Eingewanderte Engländer hatten das Land gekauft und so war Job mit seiner großen Familie zu seinem Bruder gezogen, der eine ganz kleine Farm hat und nicht Acker und Weide genug. So wurde die Not und Armut des blinden Lehrers immer größer. Als sich Gusta nicht mehr zu helfen wußte

eilte sie zum Gericht nach Tropo und bat um Unterstützung. Doch nur die übliche Haussteuer wurde ihr erlassen. Ein gutherziger Beamter gab ihr ein paar Mark um doch ihre Blöße bedecken zu können. Ganz enttäuscht und ratlos ging sie heim. Von den zwei Frauen, die der alte Job entlassen, starb eine als Heidin, die andere in der Nähe der Station Revelaer wurde krank. Job sorgte für sie, der Arzt wurde geholt, doch es wurde immer schlimmer. Da verlangte sie nach dem kath. Priester. Job ließ ihn rufen. Gespannt horchte er dem Unterricht zu, wendete kein Auge ab als sie dann getauft wurde und die hl. Ölung empfing. Nach einigen Stunden verschied sie friedlich, Job einladend, ihren Glauben anzunehmen. Gustas Not war aufs Höchste gestiegen. Sie dachte, verlassen von Allen werde sie vielleicht bei den Amaroma Hilfe finden, denn der Missionar in Mariatal hatte doch so oft gesagt, daß der liebe Gott keinen verläßt, der auf ihn vertraut. Schon war der Sohn, der leßthin verstorbenen Elisabeth, Christ. Simon war sein Name. Job hatte ihn zu sich kommen lassen, da auch er krank war. Gusta klagte ihm und fragte, ob sie wohl bei den Amaroma Hilfe finden würde. Simon unterrichtete beide, Gusta und Josef und da sagte denn eines Tages Josef zu seinem Vater: „Vater, wir wollen katholisch werden, dann werden die Christen uns gewiß helfen.“ Anfangs schlug er es ab, doch bald sagte er, gut, werdet katholisch, denn auch ich bin überzeugt, daß der katholische Glaube der Rechte ist, ich erfuhr es beim Tode der Elisabeth. Josef und Gusta begaben sich zur Missionsstation Revelaer und am hochheiligen Pfingstfeste wurden beide in die kath. Kirche aufgenommen. Glück und Freude kehrte ein in ihren Herzen und Gusta, nunmehr Franziska, fand sich oft im Geiste versetzt im trauten Missionskirchlein Mariatal, wo die hl. Messe stets einen großen Eindruck auf sie gemacht hatte. Noch einige Monate blieben sie in Revelaer und folgten dann dem alten Job und seinen anderen Kindern, die einige Stunden von Maria-Trost entfernt ein neues Heim gefunden haben. Alle waren protestantisch, doch Josef folgte seinem Herzensdrang zu lehren und zu predigen und gar bald waren alle für den kath. Glauben gewonnen. Sie scheuen nicht den weiten Weg bergauf, bergab, um womöglich recht oft die hl. Sakramente empfangen zu können. Da finden wir wohl wie wahr das Sprichwort ist: Durch Kreuz und Leid zur Freud. Hätte der blinde Lehrer und Gusta stets im Überfluß gelebt, hätten sie wohl schwerlich den Weg zu den Amaroma gefunden. Gegenwärtig weilt die ganze Familie hier, Josef mahlt Mais und sägt Holz und am Abend gehen die Tauf- und Heiratskandidaten usw. gern zu ihm und lassen sich unterrichten. Franziska arbeitet im Feld und die Kinder sind brav und fleißig in der Schule.

Ein Verfehgang, der eine Woche dauert

Eines Tages ritt ich von Triashill, wo ich geschäftshalber war, auf meinen jetzigen Missionsposten Monte Cassino zurück. Für diesen Weg beansprucht man etwa 10—12 Reittunden. Zu Hause wartete schon ein Bote auf mich. Er rief mich zu einem Kranken nach Cinque. Dieses ist der Name eines Landstriches, der an der Grenze des portugiesischen ostafrikanischen Kolonialbesitzes liegt. Am Montag in aller Frühe nun setzte ich mich in den Sattel. Am Tage vorher hatte ich schon Träger mit den zur hl. Messe nötigen Sachen und mit etwas Proviant vorausgeschickt. Ich selbst kam am ersten Tag nach einem achsstündigen Ritt bis nach Rhodus Estate. Hier mußte ich übernachten. Von dort reiste ich am nächsten Tag weiter unter Begleitung eines Führers, da ich die Gegend zu wenig kannte. Wir ritten den ganzen Tag bergauf, bergab, an einem großen Fluß entlang und an einem seiner Seitenflüsse hinauf. Die Flüsse hatten sehr viel Wasser, es war gerade am Ende der Regenzeit. Den ganzen Tag über sahen wir keinen einzigen Menschen und keine Hütte. Der ganze Landstrich ist unbewohnt. Erst spät am Abend erreichten wir Cinque. Ehe man hinkommt, muß man an einem langen Bergrücken entlang reiten, der auf der einen Seite etwa 100 Meter senkrecht abfällt. Als wir schließlich den Weg hinunter ins Tal stiegen, breitete sich dichter Nebel aus. Es war etwa 6 Uhr abends, als wir in unserer Außenschule St. Stephan eintrafen. Als ich dort aus dem Sattel stieg, sagte mir der Katechet, daß der Kranke schon gestorben sei bevor der Bote mich erreicht hatte, der mich zum Kranken rief. Um nicht vergebens so weit hergekommen zu sein, besuchte ich am nächsten Tag 5—6 zerstreut wohnende Christenfamilien, rief sie zusammen und feierte dann die hl. Messe. Während der hl. Messe blitzte und donnerte und regnete es sehr stark. Ich konnte hernach ein interessantes Naturschauspiel beobachten. Dieser Nebel senkte sich auf die ganze Gegend. Nach einer Stunde ging der Nebel plötzlich hoch, die Sonne kam heraus, da kam plötzlich ein schweres Gewitter mit Donner und Blitz, und fürchterlichem Regen, dann senkte sich wieder der Nebel herab. So wiederholte sich das fast jede Stunde.

Nach der hl. Messe wurde mir gemeldet, daß noch ein kranker Mann da sei. Ich machte mich auf den Weg dahin. Der Boden war roter Lehm-boden und durch die Nässe so schlüpfrig geworden, daß ich mit den Schuhen nicht mehr weiter konnte. So zog ich denn Schuhe und Strümpfe aus und ging barfuß. Der Boden selbst ist sehr fruchtbar. Die Bananen wachsen hier wild. Ich fand bei meiner Ankunft in der Hütte des Kranken einen jungen Mann, der im höchsten Grad schwindsüchtig war. Ich beschloß, einen Tag zu bleiben. Am nächsten Morgen las ich die hl. Messe in der Schule und konnte so dem Kranken die hl. Wegzehrung

Lehrpersonal
von St. Katharina



geben. Zwei Monate später starb er. Diese unsere Schule hat 30 Kinder. Ein schwarzer Lehrer ist angestellt. Wenn die Leute von diesem Platz zur Station in die Kirche kommen wollen, müssen sie 3 Tage für den Hinweg und 3 Tage für den Rückweg rechnen. Dennoch kommen sie ungefähr 2—3 mal im Jahre zur Kirche. Der Priester besucht sie ebenfalls ungefähr zweimal im Jahre.

Interessant ist es, wie diese kleine Außenschule ihren Anfang genommen hat. Die Anregung kam eigentlich von einem schlechten Christen, der vor 10—12 Jahren auf unserer Missionsstation Unterricht genossen hatte und getauft worden war, aber vor Beendigung des Unterrichtes nach Hause ging, vom Glauben abfiel und sich in heidnischer Weise verheiratet hatte. Nach Jahren ließen ihm die Gewissensbisse keine Ruhe mehr. Er wollte Ordnung schaffen. Darum sandte er das heidnische Mädchen, das er zur Frau hatte, nach Triashill, wo es unterrichtet und getauft wurde. Hierauf wurde die Trauung vollzogen, worauf er beglückt nach Hause zurückkehrte. Bald darauf kamen zwei von seinen Brüdern auf die Station um unsere Schule zu besuchen. Nicht lange dauerte es, so folgten noch etwa 6—7 junge Leute, die auch lernen wollten. Der eine war der oben erwähnte schwindsüchtige junge Mann. Diese Leute machten nun den Unterricht in unserer Schule sehr eifrig mit. Eines schönen Tages kamen sie aber zu mir und baten mich, ich sollte in ihrer Heimat eine eigene Schule gründen. Ich nahm die Sache zuerst ziemlich kühl auf. Zunächst frug ich beim Native Commissioner an, dieser aber riet ab, weil zu wenig Leute da seien und die Protestanten dort eine Schule hätten. Allein die jungen Leute kamen immer wieder und gaben keine Ruhe. Ich gab ihnen den Rat, sich selbst an den Native Commissioner zu wenden. Unterdessen aber sandte ich einen Lehrer in diese Gegend, der versuchen sollte, ob es sich lohne, eine Schule anzufangen. Mittlerweile hatten die Leute von der Regierung eine abschlägige Antwort erhalten. Auch meine neue Eingabe wurde abgewiesen. Da aber die Kraalvorstände alle für die Schule waren, kam es schließlich doch soweit, daß eine neue Eingabe Erhörung fand und wir die Schule gründen konnten. Sie ist in jener Gegend ein zwar kleines, aber festes Bollwerk unseres hl. Glaubens.

Auf der Rückreise besuchte ich noch einige vereinzelt wohnende Christen und gab ihnen Gelegenheit zur hl. Beichte. Am Freitag abend war ich wieder zu Hause, allerdings schon mehr tot als lebendig.

Allelei aus Schule und Mission

Der erste Krankendienst

Unterhalb der Wohnung unseres Bruder Verwalters steht ein einfaches, aus Pfählen gebautes und mit Stroh gedecktes, geräumiges Lehmhaus. Rings um dasselbe ist eine eineinhalb Meter breite Veranda. Dieselbe dient dem Hause als Schutz bei Unwetter und den Bewohnern als ein angenehmes Ruheplätzchen, wo sie nach der Tagesarbeit auf Kissen und hölzernen Sitzbänken ausruhen können. Meistens jedoch ziehen sie es vor, in den Feierabendstunden zu singen und zu tanzen. Denn die Bewohner sind junge, der Schule entlassene Burschen im Alter von 16—20 Jahren. Es ist unser früheres Josefs Haus.

Bis zum Jahre 1914 diente es diesem Zwecke. Bei Ausbruch des Weltkrieges entließ hochw. P. Missionar die 20 jungen Leute, damit sie durch Arbeit ihr Brot sonstwo zu verdienen. Ihre schön gelegene Wohnung wurde fortan als Spital benutzt für die kranken Knaben der Kostschule und die des Christendorfes. Auch kranke, hilfsbedürftige Männer wurden nicht abgewiesen.

Unser bei jedermann beliebter Krankenwärter, Br. Eduard, waltete daselbst mit großer Liebe und Hingebung seines schweren Amtes viele Jahre, bis er am 12. November 1920 starb als Opfer seines Berufes. Er holte sich den Todeskeim bei der unermüdlichen Pflege der Typhuskranken, für die er sorgte, arbeitete und wachte wie eine Mutter für ihr einziges Kind. Nichts war ihm zu viel, zu schwer oder zu lästig. Er arbeitete als tiefgläubiger frommer Mann nur um Gotteslohn. Ein dankbares, von Herzen kommendes „Vergelt's Gott!“ war ihm die liebste Belohnung für alle seine Mühen.

Nach seinem Tode kam der ehrw. Br. Alexius von Mariannhill auf einige Monate an seine Stelle. Auch er nahm sich sehr liebevoll der Kranken an; war er doch ein alter, im Dienste ergrauter Krankenpfleger. Da gab es Arbeit in Fülle für den guten Bruder. Die Kleider der Kinder mußten desinfiziert werden, ebenso die Wohnräume und ganz besonders das Eingeborenenspital. Außer dieser Arbeit wurde er noch zu Kranken gerufen, die oft viele Meilen weit wohnten. Kam er dann abends müde heim, so hatte er noch eine beschwerliche Arbeit, nämlich Nachtwachen bei den Fieberkranken.

Um unserm vielbeschäftigten Bruder seine aufreibende Arbeit etwas zu erleichtern, beauftragte hochw. Vater Superior mich, einige Nächte für die Kranken zu sorgen. Mit einer gewissen Freude tat ich das, denn schon in meiner Jugend schien mir die Krankenpflege eine der verdienstlichsten Beschäftigungen. Ich ließ mir vom Bruder Doktor erklären, was alles ich während der Nacht zu tun hätte: Ob Medizinen gereicht werden mußten, ob die Milch für die Kranken warm oder kalt

sein solle, was bei großer Fieberhitze zu tun sei. Nachdem ich die Anweisungen erhalten, begab sich der ermüdete Bruder zur Ruhe, deren er sehr bedurfte.

Ich aber trat meinen Dienst an, den ersten als Krankenpfleger. Ich nahm mir fest vor die Aufträge auf das genaueste auszuführen, zündete eine Kerze an, legte die Uhr auf den Tisch um ja zur vorgeschriebenen Zeit die Erfrischungen zu geben. Alsdann holte ich aus der Schulbibliothek das herrliche Buch von Leo Wolpert, „Die einzige Seele“, als Lesung für die Nacht. Alle drei Stunden wärmte ich die Milch für die drei kranken Knaben. Diese waren: Donat, 15 Jahre; Patrik und Aldephons 16 Jahre alt. Alle drei sind Halbwaisen, weil ihre Väter tot sind. Sie sind brav, talentiert und seit einem Jahre in der hiesigen Mittelschule. Jedoch verlassen sind sie nicht; denn niemals ist ein Mensch ganz verlassen, solange er noch eine Mutter hat. Die Milch konnte ich ihnen nur einmal geben, aus dem einfachen Grunde, weil sie beständig schliefen. So konnte ich nach Herzenslust in der Zwischenzeit lesen und betrachten. Lautlose Stille überall. Nur die ruhigen, kaum hörbaren Atemzüge der Kranken waren zu vernehmen, und durch die offenen Fenster das Zirpen der Grillen und von Zeit zu Zeit vom nahen Walde bei dem alten Friedhof der Schrei eines Nachtvogels.

Als mir gegen Morgen die Augen schmerzten durch das Lesen bei flackerndem Kerzenlicht, legte ich das Buch beiseite, holte frische Blumen und richtete das Altärchen; denn um 5 Uhr wollte der Priester kommen mit dem Allerheiligsten und den Kranken die hl. Kommunion reichen. Durch meine Hantierungen wach geworden, schauten sie fortwährend auf das Altärchen, auf dem die Statue des hl. Joseph stand. Punkt 5 Uhr, als das Zeichen mit der Glocke zum Aufstehen der Kinder gegeben wurde, kam hochw. P. Eligius, um den Kranken das Himmelsbrot zu reichen als Seelenspeise. Als beim Confiteor die Kranken leise mitbeteten, — alle drei sind ausgezeichnete Ministranten und die besten Sänger der Krankenschule — überkam mich eine ganz eigene Stimmung und eine noch nie gefühlte Rührung krampfte mir das Herz zusammen. Was war die Ursache? Der entbehrte Schlaf? Die ernste Lesung und Betrachtung während der Nacht? Oder war es die Angst vor dem Schnitter Tod, der die kaum aufgeblühten, hoffnungsvollen Menschenknospen schon niedermähen wollte? Oder war es ein unausgesprochener nur momentan gefühlter Herzenswunsch, der liebe Gott möge alle drei zu sich rufen, da sie jetzt noch unverdorben seien? Gleich jetzt, da sie in ihrer Unschuld den Engeln glichen und mit dem lieben Heiland vereinigt waren? Nachdem ich, im Innern etwas erregt, mit ihnen die Danksagung gemacht hatte, drängte es mich, sie zu fragen, ob sie gerne sterben würden, wie so viele in den letzten Monaten, um bei den Engeln und Heiligen in der wahren Heimat bei Gott zu sein, wo es nur Freude aber kein Leid gibt? Ihre Antwort war besser, als ich erwartet hatte,



Marienfunder in Mariannhill

und für mich beruhigend. Sie war: „Gewiß. Wir haben uns auf das Sterben vorbereitet und im Herzen fühlen wir es, wir sind jetzt unseren Schutzengeln ähnlich, da wir das große Glück haben, mehrmals in der Woche das Brot der Engel zu genießen. Aber eure guten Mütter? Wäre es für sie nicht schwer in den alten Tagen, wenn der Tod euch von ihnen trennen würde? Ja, es wäre schwer, sehr schwer für sie; jedoch sie sind gute Christinen und könnten sich leichter in den Willen Gottes fügen als halbe und laue Christen. Sie würden uns ja nachkommen, dann gäbe es ein frohes Wiedersehen im Himmel.“ Da jetzt die Ablösung kam, schied ich von den lieben Kranken, ging zur hl. Messe und nach derselben an meine gewohnte Tagesarbeit.

Als es Abend wurde, ging ich nochmals zur Nachtwache. Denn, dachte ich mir, was gibt es bei den Kranken viel zu tun? In einem schönen Buche lesen, betrachten, Milch wärmen. Das alles ist ja nach des Tages Arbeit ein Vergnügen und eine Erholung. Jedoch in der zweiten Nacht gab es ungeahnte und ungewohnte Arbeit. Kaum war das Buch zur Hand genommen, wurde Donat unruhig. Er fing an im Fieberdelirium zu singen, wollte aus dem Bette und zu seinen Kameraden in die Schule. Seine Mutter, die brieflich von der Krankheit ihres Sohnes benachrichtigt worden war, kam im Laufe des Tages mit der Bahn. Sie brachte, wie es Mütter zu tun pflegen, ihrem Kinde Weißbrot und Fleisch mit. Der Junge aß nur ein wenig Weißbrot. Doch das genügte, die Krankheit zu verschlimmern und das Fieber zu steigern. Da war an ein Niedersitzen nicht zu denken, noch viel weniger an das Lesen in einem Buche. Wie mußte ich Obacht geben, daß der Kranke nicht aus dem Bette falle und sich verlese. Gelegentlich kühlende Getränke und öftere, kalte Umschläge verringerten nach und nach das Fieber. Jedoch erst gegen Morgen wurde er ruhiger und schlief ein.

Da Br. Alerius in der Frühe zu einem Kranken nach dem zwei Stunden entfernten Pumulwane gerufen wurde, so blieb mir heute auch die Pflege bei Tage. Ich fühlte eine große Müdigkeit in den Gliedern, als ob ich die schwerste Arbeit getan hätte und mein Kopf tat mir wehe, als ob er in einen schweren eisernen Reifen gespannt wäre. Am liebsten hätte ich geschlafen. Aber das durfte ich nicht. Da, gegen 8 Uhr kam die Mutter des Donat wieder und die des Patrik, um ihre Kinder zu besuchen.

So konnte ich unter der Veranda in einem Weidenstuhl etwas ruhen. Mütter sind die besten Pfleger, ganz besonders bei eigenen Kindern. Diese sehen gleich, wo es fehlt und was zu tun ist, viel besser, als ein nicht geschulter Wärter.

Um nicht zu lange zu schlafen, gab ich unserm Kassian, einem langjährigen Spitalbewohner, von dem wir später noch hören werden den Auftrag, mich um 11 Uhr zu wecken falls ich noch nicht wach sei. Der kluge Junge, der aus Erfahrung wußte, wie ermüdend der Krankendienst ist,

weckte mich nicht, bis ich um 12 Uhr beim Angelusläuten von selbst aufwachte. Fast alle Müdigkeit war jetzt weg. Kassian saß am Tisch und nähte fleißig. Die Kranken lagen ruhig da, bewacht von liebenden Mutteraugen. Im ganzen Haus war eine feierliche Stille, sodaß ich versucht war, die Sandalen von den Füßen zu ziehen, um auch das leiseste Geräusch zu vermeiden. Ruhe, ja Ruhe, o wie wohl tut dem Kranken die Ruhe!

Die Mütter gingen jetzt wieder heim. Spät am Nachmittag besuchte Hochw. P. Appolinari, unser seeleneifriger Missionar, das Spital. Er war der Meinung, daß der Besuch der Mütter einen guten Einfluß auf das Allgemeinbefinden der Kranken habe. Er finde die Patienten viel besser und wenn die Besserung anhalte, so würden sie in wenigen Tagen außer Gefahr sein. Muß noch bemerken, daß Centocow mit seinem Christendorf einer Totenstadt glich, da fast jeden Tag Beerdigungen stattfanden. An manchen Tagen waren deren drei und noch mehr. Dieser ansteckenden Krankheit erlagen meistens Leute im besten Alter. Die Regierung hielt es deshalb für gut, unsere Schulen und die Farm zu sperren. Die Eingeborenen durften weder Schule noch Farm verlassen und die Auswärtigen dieselbe nicht besuchen. Nur die Weißen durften ungehindert verkehren. Dieses notwendige, aber ungemein lästige Sperrgesetz vermehrte die Arbeit der Brüder und Schwestern, weil alle Gänge, wie zur Post und zur Bahn nun von ihnen gemacht werden mußten. Hochw. P. Missionar verordnete eine kleine tägliche Andacht zu Ehren des hl. Joseph, er möge uns durch seine Fürbitte bei Gott in dieser Leidenszeit helfen. Und die Hilfe kam schnell.

Mitte Dezember 1920 wurde hoher offizieller Besuch angemeldet. Mr. Graham, unser Magistrat, vom 23 Meilen von hier entfernten Bezirksstädtchen Bulwer kam zur Visitation mit dem Automobil. Er mußte von Amts wegen alle Missions- und Kostschulen seines ausgedehnten Bezirkes, von denen schwere Erkrankungen an dieser pestartigen Epidemie oder Todesfälle berichtet wurden, visitieren. Wo er es für notwendig fand zum Wohle des Ganzen, wurden die Schulen geschlossen und es durfte kein Unterricht mehr gegeben werden. Mehrere Schulen, die im selben Bezirk gelegen, von ihm persönlich besucht wurden, mußten auf seinen Rat hin geschlossen werden. Bei uns war nur die Farm gesperrt. Der Schulunterricht ging seinen gewohnten Gang, auf den Rat des Arztes jedoch nicht in den Klassenzimmern, sondern im Freien. Auch wir befürchteten dasselbe Schicksal wie unsere Nachbarstationen, nämlich die Schließung der Schulen. Jedoch hatten wir nicht umsonst auf den hl. Joseph vertraut, denn das Resultat der Visitation war ein über Erwarten günstiges.

Mit strenger Amtsmiene zog der sonst freundliche Herr seine Erkundigungen ein, die bis in die kleinsten Details gingen. Er staunte, als er vernahm, daß wir mitten in diesem Feuerherd, wo kaum ein Kraal

von Sterbefällen verschont blieb, noch keinen einzigen Todesfall unter den 200 Kindern der Station zu beklagen hatten. Als er darauf die zwei Spitäler, das der Knaben und das der Mädchen besuchte und sah, wie die wenigen Kranken auf dem Wege der Besserung und außer Gefahr waren, zog eine freudige Erregung über sein ernstes Gesicht. Besonders gefiel ihm das geräumige, anheimelnde, weißgetünchte Knabenspital mit seinen reinlichen Betten und den mit frischen Blumen geschmückten Josephsaltärchen. Überall, wo er hinsah, die peinlichste Sauberkeit und alle Gebrauchsgegenstände nach Vorschrift desinfiziert. Er spendete deswegen auch dem Stationsobern, Hochw. P. Apollinaris und dem Doktor, Br. Alexius, das größte Lob, indem er sagte: „Wären überall die Vorbeugungsmaßregeln der Regierung so gewissenhaft durchgeführt worden wie bei Ihnen, so hätte diese Seuche keine so große Ausdehnung in meinem Distrikt erreichen können.“ Er erkundigte sich auch mit sichtbarer Teilnahme bei den Kranken und hatte für jeden einzelnen ein liebevolles Wort. Er hatte eine herzliche Freude, von ihnen zu hören, daß sie so gut gepflegt würden, keine Schmerzen hätten, sondern nur Schwäche fühlten. An ihrem Lächeln sah er, daß sie wahr gesprochen. Der gute Herr gab uns aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen sehr praktische Winke und Ratschläge, welche von großem Nutzen waren, besonders für den Krankenwärter. „Ich versichere Ihnen, Hochwürden, es macht mir eine große Freude, ihre Schule als die beste meines Bezirkes nicht nur nicht schließen zu müssen, sondern überall als die empfehlen zu können, wo die Bekanntmachungen der Regierung, die ja von den tüchtigsten Ärzten des Landes kommen, am gewissenhaftesten ausgeführt und, wie ich jetzt mit meinen eigenen Augen gesehen habe, auch mit dem wünschenswertesten Erfolg gekrönt wurden.“ Mit der herzlichsten Gratulation verabschiedete er sich vom Stationsobern und versprach im Winter mit seiner Familie einige Tage nach Centocow auf Besuch zu kommen, was er auch tat. (Fortsetzung folgt.)

Eine dringende Bitte der Schriftleitung

Wir können nicht unterlassen, einmal in ernster Weise diejenigen Bezieher des „Vergißmeinnicht“ recht dringend zu bitten, doch ihren Verpflichtungen nachzukommen und die Abonnementgelder möglichst regelmäßig einzusenden und nachzuzahlen, welche „jahrelang“ das „Vergißmeinnicht“ annehmen und nicht bezahlen. Durch diese üble Gewohnheit wird das Missionswerk nicht gefördert sondern geschädigt; denn die Mission muß doch auch was Druck und Versand anbetrifft, ihren Verpflichtungen gewissenhaft nachkommen. Wir sind ja gerne bereit uns zu gedulden, wenn die Leser uns darum bitten. Bitte also, diesen Hinweis freundlich und wirksam entgegennehmen zu wollen.

Die Schriftleitung



Heidnische Knaben auf einer Wanderung bei Mariannhill

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Fortsetzung

Präsident: „Sie waren auch der erste, der gegen den Verdacht protestierte, der Täter zu sein, bevor man Sie der Tat beschuldigte?“

Angeklagter: „Der Maire hat mich so behandelt, als ob ich offenbar der Täter sei, wenn er es auch nicht in Worten aussprach.“

Präsident: „Und wie erklären Sie das blutbesleckte Kleid?“

Angeklagter: „Ich hatte, wie das Protokoll bezeugt, neben der Leiche in dem Blute gekniet. Als ich die Flecken bemerkte, wollte ich sie auswischen.“

Der Präsident bemerkte, daß die Sachkundigen allerdings erklärten, einige der Flecken rührten von geronnenem Blute her, bei andern aber sei das nicht so sicher. Der Staatsanwalt ließ das Kleid den Richtern und Geschworenen durch einen Gerichtsdieners zeigen. Der Verteidiger machte darauf aufmerksam, daß sich die Flecken nur vom Knie an abwärts vorfinden, was mit der Erklärung des Angeklagten vollständig übereinstimme. „Rührten die Blutspuren von dem Stiche her, den, wie die Anklage behauptet, die Hand meines Klienten geführt hätte, so müßten sie sich auf dem Armel und an der Brust der Coutane finden. Die Coutane, die man Ihnen gezeigt hat, ist geradezu ein Beweis der Unschuld des Angeklagten.“

Diese Erklärung hatte viel für sich und übte einen günstigen Eindruck auch auf die Geschworenen, obgleich der Staatsanwalt sie durch die Annahme zu entkräften versuchte, der Mörder habe das Opfer zu Boden geworfen und über dasselbe gebeugt den Stoß geführt. Aber der günstige Eindruck wurde sofort durch die jetzt folgenden Fragen verwischt, welche sich auf das Messer und die übrigen Gegenstände bezogen, die man mit Blut besleckt in der Küche Abbe Montmoulins gefunden hatte.

Das Messer wurde vorgezeigt. „Erkennen Sie dieses Messer als Ihr Eigentum an?“ fragte der Präsident.

„Ja“, lautete die Antwort des Angeklagten.

„Das Messer paßt genau zur Todeswunde der Ermordeten. Es ist überdies mit Blut besleckt, welches die Untersuchung der Sachverständigen als menschliches Blut erklärte. Die Tat ist offenbar

mit diesem Messer begangen worden. Was sagen Sie dazu?“

Angeklagter: „Ich weiß keine andere Erklärung, als daß der unselige Mörder sich meines Messers bediente und dasselbe nachher in meiner Küche hinlegte, um den Verdacht der Tat auf mich zu lenken.“

Präsident: „Denken Sie dabei an eine bestimmte Persönlichkeit?“

Angeklagter: „Persönliche Feinde glaube ich nicht zu haben.“

Präsident: „Es ist merkwürdig, wie Sie meine Fragen zu umgehen suchen! Ich habe Sie nicht gefragt, ob Sie persönliche Feinde haben, sondern ob Sie Verdacht auf eine bestimmte Persönlichkeit haben?“

Angeklagter: „Ohne zwingende Beweise darf ich niemand einer solchen Tat verdächtigen.“

Präsident: „Angenommen, der Täter habe wirklich den Verdacht auf Sie lenken wollen: wäre es da nicht genug gewesen, sich Ihres Messers zu bedienen und dasselbe bei der Ermordeten zu lassen? Wozu dasselbe mit dem Korbe und dem Tuche auf die Gefahr hin, unterwegs entdeckt zu werden, in die Küche hinaufschleppen und es dort verstecken?“

Angeklagter: „Der Verdacht mußte so doch gegen mich verstärkt werden.“

Verteidiger: „Ich bitte die Geschworenen zu bedenken, daß mein Klient doch den mit Blut besprühten Korb nicht so offen auf seinen Herd gestellt und das fatale Messer wohl etwas besser verborgen hätte.“

Staatsanwalt: „Jawohl, wäre derselbe nicht nach verübter Tat verwirrt gewesen. Vielleicht tat er es aber auch absichtlich, um sagen zu können: So plump hätte ich es doch nicht gemacht; das hat ein anderer so hingelegt. Wir werden jedoch sofort beweisen, daß gar kein anderer in Frage kommen kann.“

Verteidiger: „Diesem Beweise sehen wir mit Ruhe entgegen.“

Präsident: „Angeklagter, wie erklären Sie, daß sich dieser Leuchter, auf dessen Fuß Ihr Name eingraviert ist, unter der Leiche der Ermordeten fand?“

Angeklagter: „Ich bediente mich dieses Leuchtes am Altare bei der Frühmesse. Am Morgen des unglück-

jeligen Tages war er verschwunden. Wie er unter die Leiche kam, ist mir ein Rätsel.“

Atemlos hatten die Zuhörer den Fragen und Antworten gelauscht. Jetzt, da der Präsident das Verhör für beendet erklärte, und die Zeugen den Saal verlassen mußten, um nachher einzeln vorgerufen zu werden, tauschten die Zuhörer auf der Galerie in halblaut geflüsterten Worten ihre Eindrücke aus. „Es steht schlimm mit dem Abbe“, sagte der Mann dicht hinter Madame Le Noir.

„Ja, ja, das Messer hätte er besser verborgen müssen“, sagte ein anderer.

„O, das Messer beweist nicht so viel als der Leuchter“, meinte ein dritter. „Für das Messer hatte er eine ganz plausible Ausrede; aber den Leuchter wußte er mit keiner Silbe zu beantworten.“

„Schweigt doch!“ jagte Frau Le Noir. „Wie kann ein Christ auch nur denken, daß der Herr Abbe, der so fromm und gottergeben aussieht, etwas so Schreckliches getan habe?“

„Ihr habt nicht so unrecht. Seine Miene und seine ruhigen Antworten haben mich für ihn eingenommen, und ich glaube nicht, daß es so schlimm um ihn steht“, bemerkte ein anderer Nachbar.

„Es kommt alles darauf an, ob dem Herrn Meunier der Nachweis gelingt, daß ein anderer das Messer in die Küche gelegt hat oder doch gelegt haben könne“, jagte mit sehr weiser Miene ein alter Rentier, der seit Jahren alle Gerichtsverhandlungen besuchte, und bot Frau Le Noir eine Priße an. „Ihr scheint Euch für diesen Abbe zu interessieren, gute Frau? Ich interessiere mich nur für die Verhandlung und verstehe jetzt vom Gericht so viel, daß ich z. B. den heutigen Prozeß gerade so gut wie der Herr Präsident leiten könnte. — Nun, bis jetzt kann man über den mutmaßlichen Ausgang nicht viel sagen. Freisprechung — lebenslängliche Deportation — Guillo-tine — alles ist möglich. Wir werden es ja sehen!“

„Achtung! Das Zeugenverhör beginnt.“

Vierzehntes Kapitel

Das Zeugenverhör

Die ersten Zeugen wurden ohne sonderliche Teilnahme angehört. Es waren der Maire, der Gemeindevorsteher, der Notar und die übrigen Herren von Ste-Victoire, welche bei ihren Aussagen verblieben, wie sie das Protokoll enthielt. Der Verteidiger fragte am Schlusse der

Aussagen jeden einzelnen nach dem Zeugnisse des Angeklagten in seiner Gemeinde. Alle mußten zugeben, daß ihnen nie etwas Nachteiliges über den Pfarrer bekannt geworden sei; nur Herr Carillon, der Wirt zur Goldenen Rose, erklärte mit Pathos: „Ich habe ihn immer für einen Heuchler gehalten!“ Auf die Frage des Verteidigers, wie er zu dieser Ausrufung gekommen sei, rief der alte Schauspieler mit dröhnender Stimme: „Weil er ein Pfaffe ist!“ — wofür ihm der Präsident einen Verweis gab.

Interessant wurde das Zeugenverhör erst, als die alte Magd Susanne vorgerufen wurde. Schon ihre Erscheinung wirkte unwillkürlich erheiternd. Sie trug ihr uraltes, großblumiges Kattunkleid, das sie neu gewaschen und gestärkt hatte. Dazu paßte das bunte Umschlagtuch eines jungen Mädchens nicht übel — wäre Susanne nur 50 Jahre jünger gewesen. Wenn man aber ihr runzeliges Gesicht erblickte, das aus einem alten, verbogenen Strohhute hervorschaute, welchen ein großer Busch zerknitterter Papierblumen verzierte, so konnte sich auch der ernsteste Richter kaum der Heiterkeit erwehren. Selbst um den Mund des Angeklagten spielte für einen Augenblick ein trauriges Lächeln. „Die gute alte Seele!“ sagte er zu sich. „Sie hat sich offenbar mir zu Ehren so aufgeputzt.“

Die Zeugin machte zuerst vor ihrem guten Abbe Montmoulin und dann vor dem Präsidenten ihren Knick. Nachdem sie geschworen hatte, nur die Wahrheit und die ganze Wahrheit zu sagen, stellte sie auf Befragen des Staatsanwalts fest: 1. das ihr vorgezeigte Messer habe sie schon morgens 7 Uhr, also drei Stunden vor der Tat, vermisst; 2. der Pfarrer habe sie vor 10 Uhr fortgeschickt mit der Weisung, erst am darauffolgenden Morgen wiederzukommen; 3. sie sei Madame Blanchard am Eingange des Klosters begegnet.

Auf das Befragen des Präsidenten, ob nicht noch ein anderes, ähnliches Messer vorhanden gewesen sei, antwortete sie: „Nein, wir hatten nur ein solches.“ Auf die weitere Frage, ob es ihr nicht sonderbar vorgekommen sei, daß der Herr Abbe sie mit der Weisung fortgeschickt habe, erst am folgenden Morgen wiederzukommen, lautete ihre Antwort: „Ich habe ihn dafür gescholten, weil er unwohl war. Aber er hatte so seine eigenen Wege und machte sich auch sonst oft das Abendessen selbst zurecht, na-

mentlich in der Fastenzeit, die er sehr streng hielt.“ — Ob also niemand anders im Kloster gewesen sei als der Herr Pfarrer, da Madame Blanchard dasselbe betreten habe? Sie möge sich die Antwort auf diese Frage wohl überlegen. Alles lautete mit der gespanntesten Aufmerksamkeit; es war so still im Saale, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören müssen.

Die alte Susanne antwortete: „Ich habe mir die Antwort die ganze Zeit her, seit man unsern lieben Herrn Pfarrer gefangen nahm, wohl überlegt: der Rüster muß irgendwo im Kloster gewesen sein!“ Ein Gemurmel der Überraschung lief durch den Saal. Der Präsident gebot Ruhe und fragte: „Wieso? Haben Sie ihn gesehen? — Ich erinnere Sie an Ihren Eid!“

Susanne: „Gesehen habe ich ihn nicht. Aber er muß doch dagewesen sein. Kein anderer konnte den Mord begehen als der Lump.“

Staatsanwalt: „Ich werde sofort beweisen, daß der Rüster zur angegebenen Zeit nicht in St. Victoire sein konnte. Es handelt sich also nur um einen bloßen Verdacht dieser guten Person.“

Susanne: „O, der Teufel wird ihn schon hergebracht haben!“

Präsident: „Sie glauben doch nicht —“

Susanne: „Freilich glaube ich! Wenn er sich nicht scheute, unsern lieben Heiland durch die Lüfte aus der Wüste nach Jerusalem zu tragen und ihn auf die Zinne des Tempels zu stellen, wie im Evangelium erzählt wird, so hat er sich noch viel weniger daraus gemacht, diesen Lump von Rüster, der seine Ostern Gott weiß wie lang nicht gehalten hat, zur rechten Zeit in unser Kloster zu bringen, daß er die vortreffliche Madame Blanchard ermorde und beraube und unsern guten Pfarrer in eine solche himmelschreiende Lage bringe. Ich weiß noch eine andere Geschichte, die mir meine Tante selig, eine gar fromme Person, erzählt hat: da hat der Teufel einen Advokaten in einer halben Stunde von Paris nach dem Galgenberge bei Marseille gebracht — soll ich Ihnen die Geschichte erzählen, Herr Präsident?“

Schallendes Gelächter erfüllte den Saal. Der Präsident entließ die Zeugin mit dem Bemerkten, es sei einer Schande, daß sich unter der Landbevölkerung noch so viel Aberglaube finde, was ihm die alte

Susanne so übel nahm, daß sie ihm beim Fortgehen keinen Knick machte.

Als die Ruhe wiederhergestellt war, erklärte der Staatsanwalt, er werde nun durch Zeugen das Alibi des Rüstlers beweisen, dessen augenblicklicher Aufenthalt den Behörden trotz aller Nachforschung leider unbekannt sei. Man habe in der That auch von anderer Seite den Verdacht auf diesen durchaus ehrenwerten und um das Vaterland verdienten Mann lenken wollen; die Nachforschungen hätten aber die gänzliche Unmöglichkeit ergeben, daß derselbe am Morgen des 20. Februar in St. Victoire hätte sein können — natürlich abgesehen von der hochmystischen Annahme, daß überirdische oder infernale Kräfte den Rüster nach St. Victoire gebracht hätten. Ob vielleicht sein gelehrter Kollege diese Annahme zu der seinigen mache? In diesem Falle wären freilich alle Zeugen nutzlos.

Der Verteidiger erklärte, er hoffe auch ohne diese mystische Erklärung fertig zu werden, und so begann das Zeugenverhör mit der Aussage Herrn Carillons von der Goldenen Rose, daß Loser ihm vor vielen Zeugen am Vorabend des Mordes den Schlüssel seiner Wohnung übergeben habe, weil er Geschäfte halber nach Marseille müsse.

Sofort stellte der Verteidiger die Frage, was das für Geschäfte gewesen seien.

„Es handelte sich um eine große Erbschaft, welche Loser seitens einer reichen Tante in Lothringen gemacht hatte. Er nannte eine Summe von 40 000—50 000 Franken und sagte, er müsse sich in Marseille an einen Rechtsanwalt wenden, um dieselbe von den Preußen herauszubekommen.“

Verteidiger: „War der Staatsanwaltschaft dieser Umstand bekannt und wußte sie, daß an der ganzen Erbschaftsgeschichte kein wahres Wort sei, wie ich durch Zeugen und amtliche Dokumente nachweisen kann?“

Staatsanwalt: „Loser hat sich allerdings einer Aufschneiderei schuldig gemacht; ja ich gebe der Verteidigung zu, daß dieser Umstand zu dessen Ungunsten redet. Wenn nicht ganz sichere Zeugnisse sein Alibi bewiesen, würde er sich auch in meinen Augen verdächtig gemacht haben; so aber bin ich der Überzeugung, daß er sich in der Goldenen Rose nur einer harmlosen Prahlerei schuldig machte.“

Verteidiger: „Eine solche Lüge ei-

ne harmlose Prahlerei! Und doch scheint es mir auf der Hand zu liegen, daß der Rüster durch die vorgebliche reiche Erbschaft den Verdacht von sich ablenken wollte, den der Besitz des plötzlichen Reichtums hervorrufen mußte, welchen er als Lohn des geplanten Verbrechens hoffte. Ich bitte die Geschworenen, bei dem Alibibeweise, den der öffentliche Ankläger nun zu erbringen versuchen wird, wohl darauf zu achten, wie auffällig Loser seine vorgebliche Abreise nach Marseille machte. Das zusammen mit der frechen Lüge von der Erbschaft wird Ihnen den wahren Charakter dieses Menschen enthüllen, den der Herr Staatsanwalt zu meinem Erstaunen „einen durchaus ehrenwerten Mann“ genannt hat.“

Staatsanwalt: „Wir werden unwiderleglich beweisen, daß Loser am Morgen des 20. Februar nicht in St. Victoire sein konnte, und damit sind alle diese Einwände hinfällig.“

Herr Le Noir wurde nun aufgerufen. Zum großen Arger seiner Ehehälfte rechnete er es sich zur Ehre an, „diesen edeln Vaterlandsverteidiger“ am genannten Abende nach dem Bahnhof gefahren zu haben; er bestätigte ferner, daß derselbe am Schalter ein Billet nach Marseille verlangte. Der Billeteur erinnerte sich ebenfalls an den Mann mit der großen Narbe und erkannte denselben nach der vorgelegten Photographie. Dasselbe taten der Kellner am Buffet, der Portier und noch zwei Angestellte. Sie erklärten übereinstimmend, den Mann mit der großen Narbe an jenem Abende unmittelbar vor dem Abgange des Schnellzuges nach Marseille auf dem Perron gesehen zu haben. Herr Meunier fragte die Zeugen, ob sie nicht den Eindruck gehabt hätten, daß der Mann mit der Narbe sich absichtlich auffällig benommen habe. Der Billeteur und der Kellner bejahten das; die übrigen hatten nur den Eindruck, es habe dem Manne viel daran gelegen, ja den Zug nicht zu verfehlen.

Netzt wurde einer der Schaffner aufgerufen, die den betreffenden Zug nach Marseille begleitet hatten. Derselbe behauptete, er habe den Mann mit der großen Narbe nicht nur gesehen, sondern ihm auch das Billet coupiert und ihn in ein freilich überfülltes Coupe geschoben. Herr Meunier nahm den Schaffner scharf ins Kreuzfeuer. Ob er in der vorgelegten Photographie den fraglichen

Mann erkenne? — Ja; derselbe sei auch leicht erkenntlich. — Er solle ihm die Narbe genau beschreiben. — So genau könne er das nicht; aber er könne schwören, daß es derselbe Mann sei. — Ob er schwören könne, daß derselbe mitgefahren sei? — Ja, er habe ihm das Billet coupiert und ihn in ein Coupe geschoben, als der Zug schon fast im Gehen gewesen sei. — Ob er jemand von den Mitreisenden gekannt habe, welche sich in diesem Coupe befanden? — Nein. — Ob er später auf der Fahrt den Mann mit der Narbe noch gesehen? — Er sei nicht mehr in diesem Coupe zurückgekommen, der Zug sei überfüllt gewesen. Er glaube aber beim Aussteigen in Marseille denselben noch einmal gesehen zu haben; doch könne er das nicht beschwören, da derselbe ziemlich weit entfernt war und ihm den Rücken kehrte.

Der Präsident fragte nochmals: „Daß also der Mann mit der Narbe in den Zug eingestiegen und abgefahren ist, das beschwören Sie?“

„Ja“, lautete die Antwort, „eingestiegen ist er, und er muß abgefahren sein.“

„Nun, Sie sind über den letzten Punkt doch nicht ganz so sicher“, rief der Verteidiger.

„Freilich bin ich dessen sicher“, entgegnete ärgerlich der Beamte. „Meinen Sie denn, man könne in Gegenwart eines Schaffners den Zug verlassen, ohne daß er es merke?“

„O, das halte ich doch nicht für so unmöglich. Ich möchte den Herrn Präsidenten bitten, die anwesenden Bahnbeamten zu fragen, ob sie das in der Tat für unmöglich halten.“

Der Präsident tat es, und das Urteil lautete zur Befriedigung des Staatsanwalts: absolut möglich sei es, aber höchst unwahrscheinlich, indem ja noch eine Reihe anderer Beamten den Zug und den erleuchteten Perron beobachtete. Zudem bezeugte der Stationsvorsteher, er erinnere sich genau des betreffenden Abends, und es sei nach Abgang des Zuges kein Reisender auf dem Perron zurückgeblieben.

„Dennoch scheint mir dieser äußerst wichtige Punkt nicht genügend aufgeklärt“, fuhr der Verteidiger fort. „Ich wundere mich, daß der Herr Staatsanwalt nicht auch bei den Bahnbeamten in Marseille Nachforschungen anstellte. Ich habe es getan, und es gelang mir, den Angestellten zu ermitteln, der am Ausgange des Bahnhofes die Billets einsammelte;

er sagte mir, er habe in jener Nacht keinen Mann mit einer solchen Narbe gesehen.“

„Ja, er sagte mir dasselbe“, fügte der Staatsanwalt bei, „aber er bemerkte dazu, er habe nicht Zeit, die Physiognomien der Reisenden zu studieren, sondern müsse sich darauf beschränken, auf die Gültigkeit der Billets zu achten, und so sei es sehr leicht erklärlich, daß er den Mann mit der Narbe übersehen. Kurz, das Alibi des Rüstlers scheint mir sonnenklar bewiesen, wenn der Herr Verteidiger nicht an ein Wunder appellieren will, das denselben aus dem fahrenden Zuge entrückte.“

Es war dem Verteidiger nur sehr unvollkommen geglückt, diesen wichtigen Punkt der Anklage zu erschüttern. Er suchte nur darzutun, daß der Rüstler mit dem nächsten Morgenzuge noch rechtzeitig habe zurückkehren können. Aber dieser Nachweis mißlang völlig. Niemand, weder auf der Bahn noch in Alg oder auf dem Wege nach St. Victoire, hatte den Mann mit der Narbe gesehen. Und wenn derselbe auch vor 10 Uhr in St. Victoire hätte eintreffen können, so genüge das nicht: er mußte ja vor 7 Uhr morgens schon da sein und das Messer aus der Küche weggenommen haben, wenn er wirklich der Täter war. Um aber St. Victoire von Marseille aus vor 7 Uhr in der Frühe erreichen zu können, wäre ein Extrazug nötig gewesen, wenn man nicht allenfalls die von der alten Susanne erwähnte Luftfahrt vorziehe, — bemerkte der Staatsanwalt. Der Verteidiger gab sich noch nicht gefangen. Er kam auf den früheren Punkt zurück und behauptete, so müsse es dem Rüstler dennoch gelungen sein, den Zug im letzten Augenblicke zu verlassen und zwischen den Wagenreihen zu entkommen. Er sei in der Lage, eine Zeugin vorzuführen, welche den Rüstler am Morgen nach der Tat von St. Victoire kommend gesehen habe; derselbe müsse also zur Zeit der Tat dort gewesen sein. Er habe vorgehabt, diese Zeugin erst später vorzuführen, möchte aber den Präsidenten bitten, sie außerhalb der Reihe jetzt schon zu vernehmen. Der Staatsanwalt hatte nichts dagegen einzuwenden, vorausgesetzt, daß ihm das Recht zugestanden werde, eventuell seine Gegenzeugen ebenfalls außerhalb der Reihe vorführen zu können. Das wurde ihm natürlich zugestanden, und die Kellnerin von Croix Rouge betrat den Saal.

Als der Staatsanwalt am Samstagmorgen den Namen Nanette Joly auf der Liste der Schutzzeugen fand und hörte, daß Herr Meunier nach Croix Rouge gefahren sei, hielt er es der Mühe wert, am Nachmittag ebenfalls dahin zu fahren, um auszuforschen, was denn diese unbekannte Zeugin bedeute. Was er dort hörte, würde vielleicht imstande gewesen sein, der ganzen Untersuchung eine andere Richtung zu geben, wenn er es zu Anfang erfahren hätte. Aber jetzt, am Vorabend der Verhandlung, hatte er sich zu sehr in seine Ansicht über die Schuld des Geistlichen verhasst, als daß er auch nur sich selbst hätte eingestehen mögen, er habe vielleicht doch geirrt und sei auf falscher Fährte. Dem Zeugnisse der Kellnerin mußte also die Spitze abgebrochen werden. Er hielt etwas Umfrage über den Leumund der Zeugin und fuhr ziemlich befriedigt nach Alg zurück.

Nanette Joly trat mit dem neuen Shawl geschmückt vor die Richter, nach rechts und links knirschend, freundlich lächelnd und ohne eine Ahnung von dem Bösen, das der Staatsanwalt, welcher am Samstagabend so herablassend mit ihr geredet hatte, wider sie im Schilde führte. Nachdem sie ihren Namen, Stand, Alter — letzteres etwas leise — genannt hatte, sollte sie den Zeugeneid ablegen. Da erhob sich der Staatsanwalt und erklärte, er habe einige Bedenken dagegen. Zunächst fragte er, wie sie zu dem schönen neuen Shawl komme, der ihr so vortrefflich stehe? — Sie erschrak ein wenig, sagte sich aber rasch und sagte schnippisch, sie habe ihn nicht gestohlen; was ihn das angehe? „Das will ich Ihnen gleich sagen“, lautete die Antwort. „Sie haben ihn von einer gewissen Madame Le Noir gegen das Versprechen erhalten, hier zu Gunsten des Abbe Montmoulin zeugen zu wollen. Können Sie das leugnen?“

Der Bäckermeister Le Noir wäre beinahe von seinem Stuhle gefallen, als er diese Worte hörte. Er warf seiner Frau auf der Galerie einen verzweifelten Blick zu und sah, wie dieselbe außer sich die Hände über dem Kopf zusammenschlug. Die Kellnerin hatte sich verfarbt und stotterte etwas Unverständliches. Rasch kam ihr der Verteidiger zu Hilfe und stellte durch einige Fragen fest, daß die Zeugin den Shawl nicht erhalten habe unter dem Versprechen, irgend etwas Bestimmtes auszusagen, sondern als ein

freies Geschenk für ihre Mühe, und daß demnach kein Bestechungsversuch vorliege. Der Gerichtshof trat dieser Auffassung nach eingehender Prüfung bei, tadelte aber doch Frau Le Noir für ihre gutmütige Unflughet und wollte die Zeugin schwören lassen. Allein der Staatsanwalt bat, vorher über den Charakter der Kellnerin einige Zeugen zu hören. Schlimmes hatten dieselben zwar nicht vorzubringen, aber sie stellten die Nanette Joly doch als eine Person dar, die schon öfter unrichtige oder übertriebene Klatschereien in Umlauf gebracht habe, und der Wirt sagte geradezu, er glaube ihr keine Silbe und sei der Meinung, die Nanette habe die ganze Geschichte, wegen welcher sie vorgeladen sei, erfunden, um sich wichtig zu machen und Gelegenheit zu haben, nach Aix zu kommen.

Wiederum beriet der Gerichtshof über die Zulässigkeit der Zeugin. Sie wurde zwar zugestanden, aber der Präsident hielt ihr eine scharfe Ermahnung über die Heiligkeit des Eides und die Strafen des Meineides, und das arme Mädchen war über all das Böse, das man von ihr ausgesagt hatte, so verwirrt, daß es vor Schluchzen und Weinen seine Aussage kaum machen konnte. Zudem gelang es dem Staatsanwalt, sie durch einige Zwischenfragen noch mehr zu verwirren, so daß dieses wichtige Zeugnis, auf welches Herr Meunier die größte Hoffnung gesetzt hatte, bei weitem nicht den erwarteten Eindruck machte.

Dagegen hatte der Staatsanwalt bei den jetzt folgenden Zeugen wenig Glück. Es gelang ihm keineswegs, das Motiv des Mordes klarzulegen. Die kleine Schuld, welche der Angeklagte oder dessen Mutter noch zu begleichen hatte, die Bücherbestellung und die unbedeutenden Auslagen für die geplante Einrichtung konnten eine solche Tat doch nicht wahr-scheinlich machen. Auch war es durchaus nicht gelungen, den Verdacht zu rechtfertigen, welcher zu der Verhaftung der Mutter und Schwester des Angeklagten geführt hatte. Als einzigen schwachen Grund brachte man die Reden der beiden Kinder vor von „dem vielen Geld“, das Großmama von St. Victoire mit nach Hause gebracht haben sollte. Sie wurden vom Präsidenten verhört, und es gelang Herrn Meunier leicht, ihre Reden zu erklären.

Als der Präsident Charles entlassen wollte, bat der Knabe, den Finger auf-

streckend, wie wenn er in der Schule wäre, ob er noch etwas sagen dürfe, und da derselbe es ihm erlaubte, sagte er: „Der Mann hier mit dem schwarzen Barte, der den ganzen Morgen so viel Böses gegen meinen guten Oheim vorgebracht hat, konnte nicht erklären, wie der Leuchter vom Altare in die schauerliche Kammer kam. Ich kann es.“ Und Charles erzählte, wie er sich gefürchtet habe, allein durch die Korridore des Klosters zu gehen. Die alte Susanne habe ihm nämlich erzählt, daß die hingerichteten Nonnen manchmal mit ihren Köpfen in den Händen Umzüge in den dunkeln Gängen hielten; deshalb habe er den Leuchter vom Altare genommen, denselben aber beim Anblicke des Totenkopfes und des Bahrtuches fallen lassen und die Flucht ergriffen. „Auf diese Weise also kam der Leuchter in die schauerliche Kammer, und es ist ganz falsch, was dieser Herr mit dem schwarzen Barte behauptet hat, mein Oheim habe mit dem Leuchter die gute Dame begleitet und sie dann gar ermordet. Pfui, mein Herr! Wie können Sie so etwas erfinden? Und Sie, Herr Präsident, sollten ihn für solche Lügen strafen!“

Die Richter schmunzelten, die Geschworenen lachten, und die Galerie machte Miene, durch lauten Beifall den Knaben für seine Rede zu belohnen. Doch der Präsident verhinderte es eben noch und erklärte, die Sitzung, die schon weit über Mittag gedauert hatte, sei für zwei Stunden unterbrochen.

Abbe Montmoulin war in die Zelle der Angeklagten geführt worden, welche sich im Gerichtsgebäude selbst befindet. Man hatte ihm sein Essen vorgelegt, aber es ist nur zu begreiflich, daß ihm der Bissen im Munde stecken blieb und daß er die Gerichte kaum berührte. „Wenn es nur vorüber wäre!“ seufzte er und lehnte sich in seinem Stuhle an die Wand zurück. Vor lauter Trauer und Müdigkeit schloß er ein, und es war ihm, als trete der hl. Johannes von Nepomuk, den er seit dem Tage der Gefangennahme so oft und viel angerufen, mit einem Kranze auf ihn zu. „Ist das der Siegeskranz?“ fragte er den Heiligen. Lächelnd antwortete dieser: „Noch nicht! Erst der Dornenkranz!“ Und der gute Pfarrer betrachtete zaudernd die dünnen Zweige mit den langen, spitzen Dornen. Noch hatte er ihn nicht ergriffen, als er aus dem

Traume auffuhr und seinen Verteidiger vor sich stehen sah.

„Das lobe ich mir“, sagte Herr Meunier, „daß Sie die Ruhepause zu einem Schläschen benutzt haben. Ich wollte nur, ich hätte Sie so den Geschworenen zeigen können; der Anblick hätte sie vielleicht eindringlicher von Ihrer Unschuld überzeugt als meine Beweise. Aber ich sehe, daß Sie fast nichts gegessen haben und noch weniger getrunken. Sie müssen sich stärken! Die Verhandlung wird wohl bis Mitternacht währen und Ihre Kräfte sehr in Anspruch nehmen. — Nun, bis jetzt können wir ja zufrieden sein. Es ist uns zwar nicht alles gelungen, aber doch manches. Das Argument des Gegners, das sich auf den Alibiweis des Rüstlers stützt, glaube ich doch etwas erschüttert zu haben. Und der einzige Beweggrund, den er für die Tat beibringen kann, ist ihm so gut wie entzogen. Köstlich hat der kleine Charles geantwortet. Ich werde ihm ein funkelneues Hundertstücker dafür schenken. Solche Zwischenfälle wirken günstig auf die Stimmung der Geschworenen. Kurz, die Hoffnung auf Freisprechung scheint mir keineswegs unbegründet. Freilich müssen wir auf alles gefaßt sein. Nun, Sie sind es wie noch keiner meiner Klienten: Sie wissen zu beten! — Was ich fragen wollte — soll ich nicht die Vorladung Ihrer würdigen Mutter veranlassen? Ich hatte erwartet, der Staatsanwalt würde sie vorgeführt haben. Ich vermute, er unterließ es, weil er fürchtete, die Frau möchte die Geschworenen zum Mitleid bewegen.“

„Um Gottes willen, tun Sie es nicht! Wie könnte ich meiner lieben Mutter diesen Schmerz bereiten! Aberdies bitte ich Sie, zu bedenken, daß ich von den Richtern nicht Mitleid, sondern Gerechtigkeit wünsche. Eine Freisprechung, welche sich statt auf die Überzeugung meiner Unschuld auf bloßes Mitleid stützte, wäre für mich ganz wertlos. Um meines Standes willen muß ich die volle Wahrung meiner Ehre wünschen. Alles andere ist mir gleichgültig.“

„Wohl. Wir wollen unser mögliches tun. Beten Sie!“

Die Gerichtssitzung war wieder eröffnet. Zunächst wurden die Schutzzeugen des Angeklagten verhört. Die alten Lehrer des Abbe Montmoulin bezeugten ihm, daß er immer ein exemplarischer Schüler gewesen sei; daselbe sagten seine Mitschüler aus; nie hatten sie an ihm Hang

zur Grausamkeit, zur Unwahrheit oder zum Geize wahrgenommen. Er war kein Kopfhänger gewesen, sondern ein frischer, munterer Knabe, gern gelitten von seinen Kameraden. Noch glänzender lautete das Zeugnis der Seminarlehrer, namentlich des allverehrten Regens, der ihn als einen durchaus sittenreinen, frommen und würdigen Seminaristen und Priester kennen lernte. Der ehrwürdige Pfarrer von La Grange sagte: „Ich hatte den Angeklagten fast zehn Jahre als Kaplan unter meinen Augen und fand nur einen Fehler: zu großen Eifer und ein zu gutes Herz gegen Arme und Kranke. Den letzten Sou gab er ihnen aus seiner Tasche, die Wäsche fast vom Leibe, so daß ich in diesem Punkte ihn zurecht weisen mußte, weil seine Kleidung für die Würde des Standes oft kaum mehr passend war. Es ist mir rein unmöglich, zu begreifen, wie man einen solchen Mann eines Raubmordes für fähig halten kann.“

Es folgte nun eine Reihe armer Leute aus La Grange und St. Victoire, welche von den Wohlthaten erzählten, die sie von dem guten Abbe Montmoulin erhalten hatten. Alles das blieb nicht ohne Eindruck auf die Geschworenen. Schon lange rückte der Staatsanwalt ungeduldig auf seinem Stuhle hin und her und zog bei jedem neuen Zeugen seine Taschenuhr hervor. Endlich sprang er auf und sagte: „Mein verehrter Kollege stellt uns auf eine durchaus unnötige Geduldprobe. Wie ich ihm schon zu Anfang erklärte, bin ich ganz bereit, dem Angeklagten den besten Leumund einzuräumen. Wozu also diese endlose Zeugenreihe?“

Der Präsident erwiderte, es sei nicht seine Absicht, die Verteidigung auch nur im mindesten zu beschränken, und er gebe es dem Herrn Rechtsanwalt anheim, wie viele Zeugen er für diesen, wie ihm scheine, allerdings thatsam erwiesenen Punkt noch vorführen wolle. Herr Meunier bat nur noch für zwei um Geduld. Der erste war der junge Bursche, der den Pfarrer in jener Nacht vor dem Morde zu seinem sterbenden Vater gerufen hatte. Derselbe erzählte, wie der Angeklagte die ganze Nacht hindurch am Bette des Kranken betete und wie er erst bei Tagesanbruch durch Sturm und Regen nach St. Victoire zurückgekehrt sei. „Ist es glaublich“, fragte der Verteidiger am Schlusse dieses Berichtes, „daß ein Mann, der mit solcher An-

dacht und heroischer Hingabe seine Pflicht erfüllt, drei Stunden später einen Raubmord begehe?"

Der letzte Zeuge war Dr. Corbillard, der als Gerichtsarzt den Leichenbefund vorgenommen hatte. Auch er stellte der Nächstenliebe des Pfarrers das glänzendste Zeugnis aus. „Ich bin sonst kein Freund dieser Herren von der Coutane und habe seit Jahren keine Kirche besucht; aber was wahr ist, ist wahr: den Abbe Montmoulin habe ich für einen echten Menschenfreund gehalten und ich bedaure aufrichtig, denselben in einer so schlimmen Lage zu sehen.“

Verteidiger: „Sie halten also den Angeklagten der Tat nicht für fähig?"

Doktor: „Darüber hat das Gericht zu befinden. Ich hätte es allerdings früher nicht im Traume für möglich gehalten.“

Verteidiger: „Und wenn nun das Gericht, was ich allerdings nie und nimmer glaube, die Tat doch als erwiesenen annähme, was würden Sie dann als Arzt für eine Erklärung annehmen?"

Doktor: „Hm, ich gestehe, der Gedanke hat mich in letzter Zeit lebhaft beschäftigt. Ich habe darüber studiert und bin zu dem Schlusse gekommen, daß die Ansicht der Ärzte, welche eine momentane Geistesstörung für derartige unerklärliche Fälle annehmen, nicht so un begründet ist. Schon der alte Galenus sagt: Cerebrum — obscura textura, obscuriores functiones, morbi obscurissimi.“

(„Das Gehirn ist ein unerklärliches Gewebe, noch unerklärlicher ist seine Tätigkeit, am unerklärlichsten sind seine Krankheiten“). In der Tat kann ein vorübergehender Druck auf gewisse Stellen, eine vorübergehende Entzündung gewisser Teile ganz wohl eine vorübergehende Geistesstörung, momentanen Wahnsinn zur Folge haben. In diesem Zustande ist der Mensch natürlich unzurechnungsfähig, ja er wird sich später kaum dessen erinnern, was er in diesem Zustande tat.“

Staatsanwalt: „Wird er sich auch nicht erinnern, daß er in einem solchen krankhaften Zustande war?"

Doktor: (zögernd): „Das nicht so leicht — und ich gebe zu, daß auch sonst solche sehr seltene Fälle nicht ohne eine gewisse krankhafte nervöse Anlage eintreten, von der ich allerdings bei dem Angeklagten früher nichts bemerkte.“

Präsident (zum Angeklagten): „Was sagen Sie zu dieser Erklärung?"

Angeklagter: „Ich fühlte mich al-

lerdings unwohl. Aber —“

Präsident: „Sie sind natürlich nicht gehalten, zu Ihrem Nachteil zu antworten.“

Angeklagter: „Ich danke. Aber ich kann von dieser Erklärung keinen Gebrauch machen. Ich bin mir auf das klarste bewußt, daß ich nach dem Weggange der unglücklichen Madame Blanchard bei ganz gutem Verstande blieb. Ich betete meine Horen, während die schreckliche Tat geschehen sein muß, und legte mich nachher zu Bette.“

Traurig setzte sich der Verteidiger mit den Worten: „Ich bin mit dem Zeugenverhör zu Ende“, während eine große Bewegung durch die Reihen der Zuhörer lief.

„Der Tor!“ flüsterte Frau Le Noir's Nachbar, welcher nur an der Verhandlung Interesse zu haben vorgab. „Er hätte auf den Wink des Verteidigers eingehen müssen, so wäre er wahrscheinlich freigesprochen worden. Jetzt that er sich den Ausweg selbst verlegt!“

„Meint Ihr?“ fragte erschrocken Madame Le Noir. „Man sollte doch meinen, gerade das müßte seine Unschuld beweisen.“

Der Präsident erklärte nun, er werde die Mutter des Angeklagten vorführen lassen, um den Geschworenen ein Urteil über diese Frau zu ermöglichen, welche nach der Annahme der Anklage den vorgeblichen Raub beiseite geschafft haben solle. Das war dem Staatsanwalt zwar unangenehm, aber der Vorsitzende bestand auf seinem Rechte.

So wurde also Frau Montmoulin in den Saal geführt. Kummer und Sorge um den lieben Sohn und die Leiden der fünfjährigen Untersuchungshaft hatten aus der noch rüstigen Sechzigerin eine hinfällige Greisin gemacht. Gebückt wandte sie in den Saal und konnte sich zitternd kaum aufrecht halten. Als die Augen der Mutter den Sohn zwischen zwei Gendarmen auf der Anklagebank sitzen sahen, füllten sie sich mit Tränen, und laut schluchzend mußte sie sich an dem Stuhle festhalten, den ihr der Präsident hinstellen ließ. Nicht minder groß war der Schmerz Abbe Montmoulins beim Anblicke seiner Mutter, die er kaum mehr erkannte. Auch seine Wimpern neigte eine Träne. Tief erschüttert blickte er zu dem Kreuzfige auf: „Herr, gib ihr und mir Trost und Stärke; denn du weißt, um wessentwillen wir beide hier stehen!“

Die Mutter verstand den Blick und faltete ihre Hände; dann war sie im Stande, die Fragen des Präsidenten zu beantworten. Dieselben erstreckten sich auf ihr Vorleben, auf ihre ärmlichen Verhältnisse, in denen sie doch durch Fleiß und Ehrlichkeit bisher ihr Auskommen gefunden hatte, so daß sie nicht nötig hatte, von ihrem Sohne irgend welche Unterstützungen anzunehmen, mit Ausnahme der 500 Franken, welche die so elend ermordete Madame Blanchard ihrem Sohne geschenkt hatte. Die Aussagen der alten Frau machten im allgemeinen den Eindruck der Wahrheit, obschon der Staatsanwalt nicht ermangelte, die Ungabe der Schenkung als eine sehr unwahrscheinliche zu bezeichnen. Nach längerem Kreuzverhör ließ er jedoch die gute Frau in Ruhe, welche sich mit einem schmerzvollen Blicke auf ihren Sohn still weinend zurückzog.

Neunzehntes Kapitel Das Urtheil

Der Präsident gab nun, nach Rücksprache mit den Richtern, dem Staatsanwalt das Wort, welcher alsbald seine Anklagerede begann. Herr Joubert war ein gewandter und gefürchteter Gerichtsredner. Er begann mit dem natürlichen Mitleid, welches jedermann in Saale gewiß der Greisin zollte, die soeben hier vernommen worden sei. Obgleich er den Angeklagten für schuldig und sie für dessen Mitschuldige halte, könne ihr ein edles Menschenherz den Tribut des Mitleids nicht ganz versagen. „Das selbe darf aber nicht so weit gehen, daß es zur Schwäche würde oder auch nur um die Breite eines Haars die Wage der Gerechtigkeit beeinflusse. Wir haben ja geschworen, nur nach dem Wissen und Gewissen und nicht nach Haß oder Liebe zu urtheilen.“

Nach dieser Einleitung ging der Ankläger mit großer Ruhe auf die Sache ein. Es habe sich der Untersuchung sofort die Überzeugung aufgedrängt, daß das Verbrechen nur von einer Person verübt werden konnte, welche mit den Umständen, der Örtlichkeit usw. vollständig vertraut war. So hätten gleich von Anfang nur der Küster Loser, eine oder zwei andere Personen, deren Unschuld aber so augenfällig sei, daß nicht einmal die Verteidigung ihre Namen genannt habe, und der Pfarrer in Frage kommen können. Der letztere habe sich schon durch

sein Benehmen beim Verhöre, bei der Hausdurchsuchung, bei der Auffindung der Leiche verdächtig gemacht. Auf ihn wiesen überdies das blutige Messer, auf dem sein Name stehe und das in seiner Küche zusamt den andern Gegenständen der Ermordeten gefunden wurde. Von der blutbesleckten Coutane wolle er nicht einmal reden. Das alles zusammen spreche so laut von der Schuld des Angeklagten, daß man sich die Ohren mit Gewalt zuhalten müsse, um die Stimme der Tatsachen zu überhören. Wenn je, so sei in dem vorliegenden Falle das bekannte Wort des Markus Tullius an seinem Platze: *Res loquitur, iudices, ipsa, quae semper valet plurimum.* — „Die Sache selber redet, die immer der stärkste Beweis ist.“

Und doch habe die Untersuchung, im Hinblick auf das tadellose Vorleben des Angeklagten, sich mit diesem Beweise nicht begnügt. In der Tat könne derselbe ja auch nur die größte Wahrscheinlichkeit dartun. „Wir gingen einen Schritt weiter und schlossen so: Der Mord geschah am 20. Februar morgens zwischen 10 und halb 11 Uhr. Nun aber ist um diese Zeit niemand anders im Kloster gewesen als der Pfarrer und die Ermordete: also ist der Pfarrer der Mörder. Der Obersatz des Beweises wird von dem Verteidiger und dem Angeklagten zugegeben und ist durch Beweise erhärtet. Den Untersatz umzustößen hat sich der Verteidiger allerdings große Mühe gegeben, aber ganz umsonst. Es ist bewiesen, daß Loser am Vorabend der Tat mit dem letzten Zuge nach Marseille abreiste, mit einem Schnellzug, der an keiner Zwischenstation hält! Damit ist bewiesen, daß er zur Zeit der Tat nicht in St. Victoire sein konnte. Damit ist auch das unzusammenhängende und gänzlich unglaubwürdige Gerede der Zeugin von Croix Rouge hinfällig. Damit ist der unumstößliche Beweis geliefert, daß der gegenwärtige Abbe Montmoulin zur Zeit der Tat mit der Ermordeten allein am Tatorte war und er der unselige Täter ist. Die Sache ist so klar, daß ich keine Silbe mehr darüber verlieren werde.“

Nicht ganz offen liege freilich der Beweggrund der Tat; das gebe er zu. Hierin sei es der Untersuchung nicht gelungen, völlige Klarheit zu schaffen. Er seinerseits halte freilich daran fest, die Dürftigkeit der Verwandten habe den Angeklagten zur Tat verführt. Das vor-

gebliche Geschenk, das die Bücherbestellung, die Schulbildung usw. erklären wolle, laute doch gar zu unwahrscheinlich. Aber etwas anderes sei die Frage: warum ist die Tat begangen? und etwas anderes: wer hat die Tat begangen? „Die zweite Frage ist so klar und überzeugend gelöst“, schloß der Staatsanwalt, „daß ich auch nicht einen Augenblick bezweifle, die Geschworenen werden ihrem Eide gemäß mit mir antworten: Dieser gegenwärtige Geistliche hat trotz des Kleides, das er trägt, seine Hand mit dem Blute einer wehrlosen Frau, einer Mutter der Armen, seines Pfarrkinder und seiner eigenen Wohltäterin befleckt.“

„Und zwar mit kalter Überlegung: das beweist das Messer, das er schon vor 7 Uhr morgens zu diesem Zwecke beiseite schaffte: das beweist der Befehl, der die Magd zur Zeit der Tat aus dem Hause entfernte das beweist der geeignete Ort, den er zu seiner Tat auswählte. Der lächerliche Ausweg, den der Verteidiger in seiner äußersten Not an Gründen geplant hatte, verdient gar keine Erwiderung. Mit der Ausflucht des momentanen Wahnsinns kann man der Gerechtigkeit jeden Verbrecher entziehen. Es erübrigt also nur der Schluß: Abbe Montmoulin hat die unglückliche Madame Blanchard mit kalter Überlegung gemordet. Ihr Wahrspruch, meine Herren, wird den Raubmörder der verdienten Strafe überliefern.“

Man las es in den Mienen der Geschworenen, welchen tiefen Eindruck diese mit Meisterhaft vorgetragene Rede auf sie ausübte. Auf der Galerie tauschte man sich mehr mit Blicken als mit Worten die Überzeugung aus, das Loos des Angeklagten sei besiegelt. Abbe Montmoulin selbst hatte mit geschlossenen Augen bleich, aber ruhig zugehört. Nur seine Lippen bewegten sich leise betend. Jetzt, da sein Verteidiger sich zur Antwort erhob, warf er ihm einen freundlichen, aber traurigen Blick zu, als wollte er sagen: „Lieber Herr, Sie haben eine schwere, und ich fürchte, undankbare Aufgabe vor sich.“

Herr Meunier war ein sehr gewissenhafter Anwalt, aber als Redner dem Staatsanwalt nicht gewachsen. Seine Beweisführung war solid, aber trocken und ermüdend, mehr geeignet, auf die Richter, als auf die Geschworenen Eindruck zu machen. Er begann mit einer etwas breiten Erzählung der Jugend-

schicksale des Angeklagten und entwarf dann das Bild des frommen und talentvollen Knaben, des sittenreinen Seminaristen, des eifrigen, durch seltene Mildtätigkeit und aufopfernde Nächstenliebe ausgezeichneten Priesters, dem auch die Gegner der Kirche in diesem Punkte wenigstens ihre Anerkennung nicht versagen könnten. Und nun solle dieser fromme, uneigennützigste der Menschen plötzlich ein Raubmörder geworden sein! Er, der den letzten Sou mit den Armen teilte, soll seiner Wohltäterin eine Summe geraubt haben, welche den Armen schon gehörte, und soll sie um dieser Summe willen, die er denn doch schließlich auf andere Weise in seinen Besitz hätte bringen können — er hätte ja nur zu sagen gebraucht, sie sei ihm nächtlicherweise aus seinem Pulte geraubt worden —, meuchlings ermordet haben, und zwar in so plumper Weise, daß der Verdacht unmittelbar auf ihn fallen mußte! Wer das glauben wolle! Hier stehe man nicht nur vor einem psychologischen Rätsel, sondern vor einer psychologischen Unmöglichkeit. Ein solcher Mann könne ein solches Verbrechen nie und nimmer begangen haben!

„Es muß also sich eine andere Antwort auf die Frage finden: „Wer hat die Tat getan?“ als diejenige, welche der Ankläger gab, und jede andere Lösung muß uns wahrscheinlicher vorkommen als die von ihm versuchte Lösung des Rätsels. Möge man mich dafür verhöhnen — aber ich würde noch eher an die naive Erklärung der Magd glauben, als daß der gegenwärtige Priester eines solchen Meuchelmordes fähig sei.“

Aber es sei auch gar nicht notwendig, sich auf eine solche Erklärung zu berufen. Der Rüster Loser vereinigte alle Eigenschaften in sich, welche ihn zu einer solchen Tat befähigten, und der Alibi-beweis, den der Staatsanwalt versuchte, beruhe schließlich auf dem Zeugnis des einen Schaffners, der sich wohl habe täuschen können. Und er müsse sich getäuscht haben, wie aus dem Zeugnisse der Kellnerin von Croix Rouge erhelle. Ihre Aussage scheine ihm doch die Tatsache, daß der Rüster am Morgen nach dem Morde dort, und zwar unter sehr verdächtigen Umständen, gesehen worden sei, hinlänglich zu beweisen, obschon die Zeugin etwas unklar ausgesagt habe. Es sei eben keine Hexerei, mit Advokatenkünsten, um die er seinen gelehrten Kollegen nicht beneide, ein armes Mädchen

zu verwirren. Dazu komme als Bestätigung des Verdachtes gegen Lofer dessen räthelhaftes Verschwinden unmittelbar nach der Tat. Wie das zu erklären sei? Wie es komme, daß man seine Adresse nirgends habe erforschen können? daß er auf alle Vorladungen, die in allen Zeitungen Frankreichs und in den Hauptblättern der Nachbarländer veröffentlicht wurden, weder eine Antwort gegeben, noch erschienen sei? Der Mann müsse kein ruhiges Gewissen haben, daß er sich so verborgen halte! Schließlich könne er (der Verteidiger) sich der Ansicht nicht erwehren, die Staatsanwaltschaft habe es sich mit dem vorgebrachten Alibi beweihe, den er nicht für durchschlagend halte, etwas gar bequem gemacht und wäre im Interesse der Gerechtigkeit zu ändern, weit umfassenderen Nachforschungen nach dem räthelhaft verschwundenen Räster verpflichtet gewesen. Der Verteidigung hätten dafür weder die kurz bemessene Frist noch die Geldmittel ausgereicht, da der Angeklagte ja dank seiner Mildthätigkeit arm sei. Hätte der Verteidiger hier seine Rede geschlossen, so wäre es wahrscheinlich für seinen Klienten besser gewesen. Aber in seiner Gründlichkeit wollte er nun einen Schritt weiter gehen und das seltsame Benehmen erklären, welches den Angeklagten bei der Hausdurchsuchung und dem ersten Verhöre wirklich einigermaßen verdächtig hatte erscheinen lassen. Er gab zu, daß dafür eine gewisse Mitwisserschaft erforderlich sei, und entwickelte nun in breiter Rede, wie ein Priester

infolge einer ihm abgelegten Beichtmittheilung eines Verbrechens sein könne, ohne dies auch nur indirekt verraten zu dürfen. Unter keiner Bedingung sei es dem Priester gestattet, auch nur Andeutungen solcher Art zu machen; im Gegentheil sei derselbe kraft seines heiligen Amtes verpflichtet, eher die Todesstrafe über sich fallen zu lassen, als sein Beichtkind auch nur in den Schatten eines Verdachtes zu bringen. Er habe selbstverständlich keinerlei Andeutungen seitens seines Klienten, daß hier dieser Fall vorliege. Aber er vermute doch, es müsse so etwas sein, weil diese Annahme allein alles Räthelhafte in dem gegenwärtigen Falle erkläre. Jedenfalls sei diese Erklärung möglich, und er bitte die Geschworenen, das wohl zu erwägen, damit sie nicht etwa ein erhabenes Opfer der heiligen Priesterpflicht irrtümlich als einen Raubmörder verurteilten.

Zum Beweise erzählte er nun den Vorfall aus Polen, wo ein Diener seinen Pfarrer dadurch in den Verdacht des Mordes gebracht hatte, daß er dessen Flinte, mit der er den Feind erschossen, unter den Altar versteckte und nachher den Mord dem Pfarrer beichtete. Vor Gericht gestellt, konnte sich der Geistliche nicht verteidigen; die Mordwaffe und der Ort, an dem sie gefunden, sprachen gegen ihn; er wurde verurteilt und nach Sibirien verbannt, und erst auf dem Totenbette brachte das Geständnis des sterbenden Mörders die Unschuld des Pfarrers an den Tag.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Einsender von Gebetsempfehlungen usw.

Es kommen oft Nachfragen, wann die Einsendungen zum Druck kommen, oder warum sie nach Meinung der Leser verspätet erscheinen. Die Schriftleitung weist darauf hin, daß vom Tage der Einsendung ohne weiteres mit 2 Monaten Wartezeit gerechnet werden muß, da der Redaktionsschluß sich an genauem Termin halten muß. Die Vertretungen müssen erst die Einsendungen der Schriftleitung zusenden und diese dann der Druckerei. So kommt es vor, daß solche Einsendungen eintreffen wenn die Drucklegung schon im Gange ist und diese dann zurückgestellt werden müssen, da es nicht möglich ist, mitten im Druck Einschiebungen vorzunehmen. Es wird aber unser Bestreben sein, alle Wünsche der Einsender nach Möglichkeit zu erfüllen. Wir bitten freundlichst, dies zu beachten.

Die Schriftleitung

Kämpfe zwischen den Orthodoxen und den Anhängern der „Lebenden Kirche.“ Die Pseudopriester der „Lebenden Kirche“ konnten sich aus dem Handgemenge nur mit Mühe retten. — (Während so die russische Regierung die Kirchen schließt, beziehungsweise den Anhängern der „Lebenden Kirche“ ausliefert, werden anderswo wieder neue Kirchen erbaut — und zwar auf Anregung und durch die Mittel von Arbeitern. Wie die „Rote Zeitung“ aus Moskau berichtet, haben die Arbeiter der Textilfabrik „Die kommunistische Avantgarde“ (7000 an der Zahl) eine neue Kirche gebaut. Das gleiche taten 2000 Arbeiter der Tuchfabrik „Der rote Oktober.“ Für die Beschaffung von Geldern für Kirchenbauzwecke wurde ein eigener Verein gegründet, der innerhalb kurzer Zeit 18 000 Goldrubel aufgebracht hat. In der Jarzwe Manufaktur (8000 Arbeiter) wird gleichfalls für Zwecke des Kirchenbaues gesammelt.) — Die Sowjetregierung trägt sich mit dem Plan, ein Museum für Gottesleugnung in Moskau zu errichten. Darin soll die Geschichte der Gottesleugnung und der Entwicklung der Religion zur Darstellung gebracht werden. Besonderes Gewicht soll darauf gelegt werden, anschaulich zu machen, wie die religiösen Einrichtungen an dem Kampfe gegen die Arbeiterschaft teilgenommen haben. — Bei einer Sitzung des Bundes des „Ungläubigen“ in Moskau sprach der Berichterstatter mit großer Genugtuung von den gewaltigen Triumphen, die der Unglaube in Sowjetrußland feiert. Es wurde festgestellt, daß im Jahre 1926 von 100 Ehen nur mehr 22 kirchlich geschlossen wurden. Der Kampf gegen die christlichen Begräbnisse war weniger erfolgreich. Von je 100 Begräbnissen waren 60 kirchliche Begräbnisse.

Zur Entwicklung des amerikanischen Katholizismus. 1925 zählte das „Catholic Directory“ in den Vereinigten Staaten 18 654 028 Katholiken, 4 Kardinäle, 17 Erzbischöfe, 101 Bischöfe, 23 697 Priester, 120 Seminare. Es ist interessant, festzustellen, wie groß die Zahl der Konvertiten unter diesen 18 einhalb Millionen Katholiken ist. 1893 zählten die Vereinigten Staaten nach der 80jährigen Zählungsperiode 700 000 Konvertiten oder Konvertitennachkommen. Vor dem Chicagoer Missionskongreß 1909 wurde bekannt, daß 1906 mehr als 25 000 Konvertiten in die katholische Kirche aufgenommen worden waren. Nach den Berichten von 81 Diözesen betrug ihre Zahl 1917 40 000, 1920 ungefähr ebensoviel in 73 Diözesen, deren Zahl jedoch 101

betrug; man konnte also 1920 mit wenigstens 55 000, wahrscheinlich sogar 60 000 Neubefehrten rechnen. Heute dürften es jährlich rund 80 000 sein. Seit 1893 sind etwa 2 200 000 Konvertiten in die katholische Kirche aufgenommen worden. Wenn man bedenkt, daß von 1821 bis 1919 33 000 000 Menschen, von denen wenigstens 25 000 000 Katholiken waren, in die Vereinigten Staaten eingewandert sind, so muß es eigentlich in Erstaunen versetzen, daß die Zahl der Katholiken der Union nicht größer ist. Es sind nicht unerhebliche Massen von Menschen der katholischen Kirche verloren gegangen; zum Teile wurden sie freireligiös, zum Teile protestantisch. Schuld an dieser Entwicklung trug zum Teil die Vernachlässigung seitens des Klerus der Auswanderungsländer, zum anderen Teil die ungeheure Größe des Territoriums, in dem die Städte schneller gebaut wurden als die Kirchen, und die Arbeit der Priester besonderen Schwierigkeiten begegnete; schließlich die Unkenntnis der englischen Sprache seitens der Einwanderer und der Mangel eines für alle Nationalitäten spezialisierten Klerus.

In Sachen des Seligsprechungsprozesses der Dülmener Augustinernonne Anna Katharina Emmerick hat die Ritenkongregation am 17. Mai 1927 entschieden, daß die unter dem Namen Anna Katharina Emmericks verbreiteten Schriften kein Hindernis für die Fortführung des Seligsprechungsprozesses bilden, weil, wie der Augustinerpater Winfried Hümpfer in seinem Werk über „Klemens Brentanos Glaubwürdigkeit“ einwandfrei nachgewiesen habe, die Emmerick-Aussagen von Brentano nicht getreu überliefert wurden, Anna Katharina Emmerick daher für Brentanos Aufzeichnungen nicht verantwortlich gemacht werden könne. Der Seligsprechungsprozeß, für welchen als Referent Kardinal Ehrle aufgestellt ist, wird daher seinen ungehemmten Fortgang nehmen.

Eintritt einer berühmten Tänzerin in den Karmeliterorden. In New York hat kürzlich die Tänzerin Miß Madelon La Varre, eine Schwester der internationalen Berühmtheit „Saharet“, aus den Händen des Bischofs Chartrand das Karmeliterinnenkleid empfangen. Miß La Varre hatte ihre Erziehung in einem französischen Pensionat erhalten, wo sie zuerst mit der katholischen Kirche bekannt wurde. In Londoner und Pariser Theaterkreisen war sie als Tänzerin allgemein bekannt und beliebt. Ihr Eintritt ins Kloster hat allenthalben großes Aufsehen erregt.

Amerikaner als Käufer von Klöstern und Kapellen in Frankreich. Unlängst hat ein Amerikaner die aus dem 15. Jahrhundert stammende Kapelle von Chazay d'Azeregues für 500 000 Franken angekauft, ein anderer die gotischen Fenster der Dominikanerkirche zu Sens um 20 000 Franken und die Treppe aus dem Hause Franz I. in Abbeville um 400 000 Franken erworben. Wieder ein anderer Amerikaner kaufte ein ganzes Kloster, das er mit anderen historischen Baudenkmälern an die Stadt New York weiterverkaufte.

Luguseinfuhr und Volksnot in Deutschland. Im Jahre 1926 wurden nach Deutschland 1 901 500 Doppelzentner Orangen und Mandarinen eingeführt. Berlin verzehrt wöchentlich zweieinhalb Millionen Bananen. Nimmt man einen Durchschnittspreis von 15 Pfennig an, so verausgabt die Reichshauptstadt für diese ausländischen Früchte wöchentlich 375 000 Mark. Im Jahre 1926 wurden für 443 Millionen Mark Gemüse und Obst nach Deutschland eingeführt, während im Jahre 1912/13 diese Einfuhr nur den Betrag von 307 Millionen erreichte. Die Zeitschrift „Die Wahrheit“ knüpft an diese Statistik folgende Bemerkungen: „Die deutsche Landwirtschaft ist nach Kräften bemüht, ihre Betriebe so weit als möglich zu intensivieren, und die Fachgelehrten haben es wiederholt bestätigt, daß die Landwirtschaft mit der nötigen Unterstützung des Staates das deutsche Volk völlig auf eigener Scholle ernähren kann. Was dies für Deutschland bedeuten würde, geht allein schon aus der nachfolgenden Berechnung hervor. Für den Einfuhrbetrag des Jahres 1925 allein an Molkereiprodukten hätten wir mehr als 70 000 Eigenhäuser von drei Zimmern oder eine entsprechend höhere Zahl von Mietwohnungen bauen können, und wir hätten einen gewaltigen Schritt zur Behebung der Wohnungsnot getan. Anders ausgedrückt: diese Summe, für Lohnzwecke verwendet, würde uns in den Stand setzen, ungefähr 300 000 Arbeitern im Jahre Lohn und Beschäftigung zu geben.“

Das Wohnungselend in einer deutschen Großstadt. Nicht nur in Berlin, München und Köln, auch in einer Mittelstadt wie Essen besteht viel Wohnungselend. In einem Preßbrief des Essener Jesuitenpaters Wildenhues an den „Centralverein“ in den Vereinigten Staaten heißt es, daß sich in Essen noch über 20 000 Arbeitslose in den dürrftigsten Verhältnissen befinden. Viele Familien von 5–10 Köpfen müssen von wöchent-

lich 20–25 Mark Arbeitslosenunterstützung leben. Nicht wenige sind seit zwei Jahren und länger ohne Arbeit und Verdienst. Aus den Mietwohnungen ausgewiesene Familien wurden in den Baracken des Obdachlosenasyls zusammengepfercht. Es gibt in Essen 4 oder 5 solcher Asyle, bestehend aus einem Dutzend niedriger Holzhäuser; eines derselben beherbergt augenblicklich 115 Familien mit etwa 300 Kindern unter 14 Jahren. In einigen der größeren Räume müssen 7–8 Familien zusammen hausen. Männer, Frauen, große und kleine Kinder, Knaben und Mädchen. Die Aufstellung von spanischen Wänden verbot die Polizei wegen Feuergefährdung! Zwei Kochherde müssen für je 25 Familien ausreichen. In einem Saal, in dem 20–30 unverheiratete Männer zusammenwohnen, stehen zum Teil drei eiserne Bettstellen übereinander. Mit Hilfe einer amerikanischen Spende von 300 Dollars gelang es kürzlich Pater Wildenhues, 500–600 Kleidungsstücke an 260 Kinder im Alter zwischen 5 und 15 Jahren zu verteilen. Essen gilt im allgemeinen als Stadt mit sehr guten Wohnungsverhältnissen. Nach diesen Angaben kann man sich einen Begriff davon machen, wie es in Großstädten mit schlechten Wohnungsverhältnissen weiten Schichten des Proletariats ergehen mag.

Abschluß des Informationsprozesses für die Seligsprechung Papst Pius X. Der Ripa wird aus Treviso geschrieben: Hier fand in unserem Priesterseminar am Freitag 8. April öffentlich der feierliche Abschluß des am 10. September 1923 ebenda aufgenommenen Informationsprozesses statt, dem glücklich abgeschlossenen ersten Schritt zur feierlichen Seligsprechung des Papstes Pius X. Zur Feststellung des Rufes der Heiligkeit des ehrw. Dieners Gottes Joseph Carlo und nachmaligen Papstes Pius X. haben insgesamt 129 Sitzungen stattgefunden, und zwar im Jahre 1923 in Treviso 10, in Tombolo 7 und 2 in andern Pfarreien. Im Jahre 1924 wurden 88 Sitzungen abgehalten, in Treviso 55, in Salzano 6, in Tombolo 4, in Riese 16 und 7 in andern Pfarreien. Das Jahr 1925 verzeichnet 7 Sitzungen, die sämtliche in Treviso stattfanden. Das zu gewaltigen Faszikeln angewachsene Material mußte kopiert und in 16 Sitzungen zu Treviso kontrolliert werden. Ihnen folgte nun, wie bemerkt, die feierliche Schlußsitzung. Insgesamt wurden 58 Zeugen einvernommen, 16 von Riese, 12 von Tombolo, 7 von Salzano, 10 Mitglieder des Domkapitels und des Priesterseminars

von Treviso und 3 weitere Priester und 5 Laien. Das Zeugenverhör war reich an ergreifenden Szenen, so als der ehrwürdige Senior der Diözesanpriester Prof. Bailo seine Wahrnehmungen schilderte, der bei der Priesterweihe Giuseppe Carlo's, nachmaliger Pius X., diesem die Hände aufgelegt hatte, dann wieder als Mgr. Pellizzari, Erzpriester von Castello di Godogo, seine Erlebnisse als Mitstudent in den Gymnasialklassen Pius X. zu Protokoll gab. Der Informationsprozeß umfaßt insgesamt 1732 Nummern mit 305 Beilagen, sein Material kann erst veröffentlicht werden, wenn der Prozeß auch beim Generalvikariate in Rom abgeschlossen sein wird. Sämtliche Prozehakten wurden in einer eigens dazu angefertigten Holzliste niedergelegt und diese versiegelt, um so vom Vize-Postulator Mgr. Mattarolo und seinem Begleiter Mgr. Zangrando nach Rom gebracht zu werden.

Eine Vergleichstabelle der Eisenbahnfahrpreise in wichtigen europäisch. Staaten besagt: Es kosten 50 Kilometer der 3. Klasse in

	Personenzug in Schilling	Schnellzug in Schilling
Ungarn	1.87	4.06
Frankreich	1.94	1.94
Belgien	2.04	2.04
Tschechoslowakei	2.10	2.30
Polen	2.12	2.33
Österreich	2.82	3.24
Italien	2.89	3.23
Deutschland	4.25	5.48
Dänemark	4.42	6.20
Holland	4.74	5.88
Schweiz	5.18	5.87
Schweden	5.74	5.22
Norwegen	5.81	6.98
England	6.72	6.72

Briefauszüge

Nied: Schon oft habe ich beim göttlichen Herzen Jesu durch die Fürbitte der lb. Muttergottes und der Heiligen Hilfe erfahren.

Steinbach: Durch die Fürbitte der hl. Theresia vom Kinde Jesu ist mir in schwerem Anliegen geholfen worden.

Dattensoll: In großer Sorge ist mir auf die Fürbitte der lb. Muttergottes geholfen worden.

Neugarten: Innigen Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes und dem hl. Joseph für Erhöhung in schwerem Anliegen. Möchten doch alle die in Not und Bedrängnis sind, zu ihnen ihre Zuflucht nehmen.

Niederhof: Dank dem hlst. Herzen Jesu und der lb. Muttergottes, dem heil. Joseph und dem hl. Antonius für erlangte Hilfe.

Wintersdorf: Unbei ein kleines Almosen zum Dank für Glück im Stall.

Möggers, Vorarlberg: Missionsalmosen als Dank dem hlst. Herzen Jesu und der lb. Gottesmutter v. Lourdes für Hilfe einer geisteskranken Mutter.

Wenjapons, N. S.: Dank dem hlst. Herzen Jesu und Mariä, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. Kinde Jesu für wiedererlangte Gesundheit.

Salzburg: Innigen Dank dem hl. Joseph, der lb. Gottesmutter Maria, dem hl. Schutzengel, der hl. Anna, dem hl. Antonius von Padua, dem hl. Judas Thaddäus, dem hl. Johannes von Nepomuk und der sel. Gräfin Ledochowsky für eine glücklich abgelegte Prüfung trotz fortwährender Kränklichkeit und sonstigen erschwerenden Umständen.

St. Joseph bei Stainz: Missionsalmosen zu Ehren der hl. Theresia v. Kinde Jesu um Hilfe in schwerer Krankheit und Prozeßangelegenheiten.

Alberndorf O. S.: Missionsalmosen zu Ehren der hl. Theresia v. Kinde Jesu, des hl. Joseph zur schuldigen Dankagung für Erhöhung in einem schweren Anliegen.

Walchsee, Tirol: Innigen Dank dem hl. Antonius und der hl. Theresia für Hilfe in schweren Augenleiden, das wider Erwarten sich ohne Operation behoben hat, sowie für guten Ausgang in einer Rechtsangelegenheit.

Linz: Innigen Dank dem hl. Antonius und der hl. Theresia v. Kinde Jesu für glückliche Amerikareise.

Waisenkirchen: Tausend Dank dem hl. Joseph und der lb. Gottesmutter Maria und dem hl. Antonius für Hilfe in schwerem Anliegen und erlangte Gesundheit.

Lingenau, Vorarlbg.: Missionsalmosen als innige Bitte an das göttliche Herz Jesu in schweren Familien-Anliegen.

Wien, 13. Bez.: Für Tausende eines Heidentums Namens „Johann“ und Missionsalmosen als Bitte zu Ehren der hl. Theresia vom Kinde Jesu in einem schweren Familienanliegen.

Dankagungen liefen ein aus Hittisau, Vorarlbg., Linz O. S., Albenschwende, Vorarlbg., Groß-Söding, Stmk., Sichel-dorf bei Radkersburg, Stmk., St. Margarethen bei Linz, Oberzirkniz bei Jaegerberg, Stmk., Altkirchen bei Lambach, O. S., Losenstein, O. S., Reichenthal bei Freistadt, O. S., Wien, 13. Bez., Innsbruck, Tirol, Neudorf bei Gabersdorf.

Memento

Dellmensingen: Kreszenz Schneider, langjährige und gute Förderin und Wohltäterin der Mission.

Stallhof, Stmk.: Josef Hiebler, langjähriger Abonnent des „Vergißmeinnicht.“

Augsburg: Mathilde Stücker. Scheer: Pfarrer a. D. Josef Ehrler. Donaustr.: Dina U. Hardt: Kaber Klausmann. Münsterstadt: Adam Como. Altheim: Matthäus Efinger. München: Barbara Rischner. Rösing: Barbara Festner. Langenmoosen: Walburga und Maria Ottlinger. Morbez: Ignaz Ruskla. Reischach: Anna Demmelhuber. Wajentegernbach: Anna Bauer, Elise Seilersdorfer. Leutkirch: Viktoria Vochezer. Herbolzheim: Barbara Wittmann. Herberlingen: Maria Reiner. Niederforstbach: Gertrud Hamacher. Hontrop: Friedrich Dahlhoff. Fürstfeld, Stmk.: Karoline Hüttaller. St. Georgen a. d. Gusen, O. S.: Georg Hauser. Parndorf, Burgenland: Theresia Popovitz. Döllach, Kärnten: Maria Rieger. Altenberg bei Linz: Theresia Danner.

Empfehlenswerte Bücher

Die Exerzitien in den Missionsländern. Von Walter Krusa S. J. 40 Seiten. Preis RM 1.60. Marianischer Verlag, Innsbruck 1926.

In bunten Bildern entrollt die Schrift den auf fallenden Segen der geistlichen Übungen unter den Neubesessenen in den Missionsländern; Weisheit und Tagesordnung werden genau geschildert, die Früchte an passenden Beispielen illustriert.

Weseligende Beicht. Belehrungen, Betrachtungen und Gebete für den öfteren Empfang des heiligen Sakramentes von Bened. Baur, O. S. B. 2. und 3. verbesserte Auflage. (X und 260 S.). Gebunden in Leinwand RM 2.60. Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br. 1927.

Das Buch enthält Belehrungen, Betrachtungen und Gebete. Die Belehrungen unterrichten über das Wesen, den Sinn und Zweck der häufigen Beicht, über deren Eigenart und über die spezifischen Anforderungen, die sie stellt. Die 26 Betrachtungen dienen der tieferen Erfassung der Sünde und ihrer Folgen, der Gnade der häufigen Beicht, der Güter und Früchte, welche sie hervorbringen soll. „Aus ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“ (Matth. 7, 16). Beicht- und Kommuniongebete sowie wichtige Hilfsmittel zur Förderung im religiösen Leben bilden den dritten Teil.

Die hl. Katharina von Genua. Eine Mystikerin des 15. Jahrhunderts. Von Vater S. Pregel, O. S. B. Mit Titelbild und Textillustrationen. Kartoniert RM 1.—. Salesianer-Verlag, München 7.

Nachdr. sämtl. Original-Artikel verboten, bei vorausgeh. Abereinunft gerne gestattet. Verantwortl. Redakteur P. D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Walbeck Rhld. Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schw.

Das Leben dieser Witwe atmet eine wunderbare Heiligkeit. Sie war ein wahrer Seraph in ihrer flammenden Liebe und durch Wunder ganz annehmend verherrlicht.

Der Ehrwürdige Vater Dominikus von Jesus Maria. Verfaßt von Vater Redemptus; 40 Seiten Umfang mit einem Titelbild 40 S. brosch. S. Pfeiffer's Verlag, München, Herzogspitalstraße 5/6.

Ein äußerst erbauliches und interessantes Büchlein. P. D.

Aufrufe und Gebete einer Mutter für alle Mütter. 33 Seiten Umfang; broschürt 40 S. S. Pfeiffer's Verlag, München, Herzogspitalstraße 5/6.

Herz Jesu ich bin Dein! Gebunden mit Rot schnitt 80 S. S. Pfeiffer's Verlag, München, Herzogspitalstraße 5/6.

Ein gehaltvolles, weisvolles Büchlein. P. D.

Ein Muttergottesbuch. Von A. Vermeerich, S. J. Erste deutsche Übersetzung, besorgt von Th. Meiler. 1. Die Muttergottesfeste. 470 Seiten. Gzl. RM 5.—. 2. Der Muttergottesmonat. 272 Seiten. Gzl. RM 3.—. 3. Der Muttergottesfesttag. 456 Seiten. Gzl. RM 5.—. Marianischer Verlag, Innsbruck.

Das Muttergottesbuch des berühmten Professors an der Gregorianischen Universität zu Rom ist ein Werk für Klerus und Laien gleich geeignet, das tief einführt in die Kenntnis und Liebe der Gottesmutter. Der erste Teil behandelt Geschichte und Bedeutung der einzelnen größeren und kleineren Marienfeste, der zweite stellt als Lesungen im Maimonat das Marienleben dar, der dritte bringt Betrachtungen für alle Samstage des Jahres. Eine unerschöpfliche Stoffquelle für Predigten, Kongregationsvorträge, Betrachtungen und fromme Lesungen ist da eröffnet.

Steinhardt, Chombo. Jugendausgabe. Herausgegeben von Dr. F. Maywald, Charlottenburg. Leinen gebunden RM 5.—. Verlag J. Neumann, Neudamm 1926.

Die vorliegende Jugendausgabe, die von einem mit der kolonialen Sache eng verknüpften Pädagogen herausgegeben worden ist, hat die schönsten und spannendsten Handlungen und die prächtigsten und stimmungsvollsten Landschaftsbilderungen Deutsch-Süd-West-Afrika ausgewählt. Sie werden der deutschen Jugend zeigen, daß auf diesem rauhen, spröden, widerstrebenden Boden nur ein mit Zähigkeit und unbeugbarer Willenskraft begabtes Geschlecht seßhaft und heimisch werden konnte, ein Geschlecht, das aber den einmal gewonnenen Boden auch ebenso zähe festhielt, und dem diese Zähigkeit auch die Kraft gab, sein höchstes Gut, sein Deutschium, zu behaupten.

Deutsche Heldenlegende. Von Franz Herwig. Bisher 12 Hefte. 9. Heft: Friedrich der Große. (22 S.) 1926. RM —.60. 10. Heft: Der Heilige. (20 S.) 1926. RM —.60. 11. Heft: Andreas Hofer. (22 S.) 1926. RM —.60. 12. Heft: Vork von Wartenburg. (20 S.) 1926. RM —.60. Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.

In dieser „Heldenlegende“, die allgemein als Herwigs bedeutendstes Werk bezeichnet wird, ist jene tiefe Inbrunst, die den Leser von der ersten Zeile an gefangen nimmt. Die innige Verbindung jeder Heldenlegende mit einer deutschen Landschaft, das Wehen geheimnisvoller Kräfte im Leben jedes Helden hat geradezu eine neue epische Form geschaffen.

Alle Bücher aller Verlage können bezogen werden durch den St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bay.)